

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Steuern . . . . .	339
Hochverrat in Agram. Von Herman Sehr . . . . .	343
Kaplanesend. Von einem Pöcar . . . . .	348
Die Lehre vom Leben. Von Max Hübner . . . . .	353
Hermann Sehr. Von Waldemar Bonsels . . . . .	360
Lex Richthofen. Von Leben . . . . .	364
Dies Briefe . . . . .	368

Nachdruck verboten.

—  
Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 21.20.  
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 46, Wilhelmstr. 30.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.  
**Kapital: 5 Millionen Mark**  
 hat eine grosse Anzahl vorz. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beilehung zu  
 zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.  
**9-1 Uhr.**

**Hotel Esplanade**  
 Berlin Hamburg  
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges  
 Restaurant im vornehmsten Stil  
 Grill-room Five o'clock tea

**Neues Schauspielhaus** | **Grand Hotel Excelsior**  
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof  
**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

**EXCELSIOR**  
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67,  
 Taubenstr. 10 u. Mohrenstr. 49.

**Schultheiss-Bier**  
 verdankt sein Renommee  
 seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.

Alle Waffen sind staatlich geprüft  
  
 Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit  
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene  
**Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre,  
 automatische, Repetier-Büchsen  
 u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie  
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die  
**Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak**  
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

**Mädler's Patent-Koffer**  
 Reise-Artikel Hochfeine Lederwaren  
**MORITZ MÄDLER**  
 Leipzig Berlin Hamburg Frankfurt a. M.  
 Petersstr. 8 Leipzigerstr. 101/2 Neuerwall 84 Kaiserstr. 29  
 Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 5. Juni 1909.

## Die Steuern.

Majorität.

**K**onservative, Reichspartei, Wirtschaftliche Vereinigung, Centrum und Polen haben ein Steuerprogramm entworfen und in der Finanzkommission des Reichstages beschlossen. Die auf Bier, Branntwein, Tabak, Schaumwein lastende Steuer soll erhöht werden; erhöht auch der Tabak-, Thee-, Kaffeezoll. Hauptpunkte des Programms sind ferner: Umsatzsteuer, Immobilienwerthzuwachssteuer, Kotirungsteuer, Glühkörpersteuer, Mühlenumsatzsteuer, Streichhölzersteuer, Parfumeurwarensteuer, Kohlenausfuhrzoll. Hinter diesem Programm stehen ungefähr zweihundertvierzig Mitglieder des Deutschen Reichstages. Die in die Kommission abgeordneten Herren hatten nicht Zeit, geistreich zu sein. Sie wollten vor Pfingsten fertig werden; den Wählern beweisen, wie schnell die neue Genossenschaft zu arbeiten vermag; und den Verbündeten Regierungen vor den Brachmondserien zurufen: Von uns könnt Ihr die fünfhundert Millionen morgen haben, die Ihr braucht und so lange schon sucht. Sie hatten nur gerade Zeit, ihr eigenes Interesse (das ihrer Klasse, versteht sich) zu bedenken und Alles zu meiden, was den Grundbesitzern, Bauern, Kleinhandwerkern allzu lästig werden könnte. Hastig wurden alte Projekte aus der Bodenlammer geholt, hastig zurechtgebügelt; und Niemand fragte erst lange, ob das in anderer Stunde Empfohlene, in anderer Zone Erprobte auch heute noch, auch für die deutsche Wirtschaft des Jahres 1909 passe. Morgens und abends vernahm der Bürger, daß ihm neue Steuerpflicht gebündelt sei; von dem Antrag nicht früher als von dem Beschluß. Wer ob solcher Nuchlosigkeit Thränen vergießen will, mag es thun. Nur nützt

Moralität und Sentimentalität hier noch weniger als in anderen Bezirken der Politik. Der vor zwei Jahren vom Jubel aller liberalen Gemüther empfangene Reichstag hat eine stärkere agrarische Mehrheit als sein Vorgänger. Und diese Mehrheit vertritt ihr Interesse ungekümmert, als eine dürfte, die morgen vielleicht regieren müßte. Weder Hoffnung noch Furcht, ans Ruder zu kommen: also die Möglichkeit, in der Noth die Verantwortung abzuwälzen. „Das Geld mußte endlich doch einmal geschafft werden. Wir haben's nicht ausgegeben. Unser Plan ist nicht unverändert durchgegangen. Aber wir haben uns um das deutsche Vaterland ein Verdienst erworben. Seit zehn Monaten wird nach fünf-hundert Millionen gespöht und geschrien. Wir sind die Einzigen, die den ganzen Betrag anbieten. Wollt Ihr? In acht Tagen kann Alles in Ordnung sein.“

#### Minorität.

Gegen diese Selbstanzeige haben die Liberalen noch nichts Wirksames vorgebracht. Sie sind aus der Kommission geschieden, weil sie sich unhöflich behandelt, die Findexmethode schlecht, die neuen Steuern der Industrie und dem Handel schädlich fanden. Schön. Nun müssen sie Besseres vorschlagen. Der Trieb, mit lauter Faust auf den Tisch zu hauen, kam aus richtiger Erkenntniß der Volksstimmung, die, wenigstens in den Städten, der Kommission höchst ungünstig ist. Davon läßt sich profitieren; doch nur Der kann's, der selbst einen durchführbaren Plan hat. Rationalliberale und Freisinnige, die einander im Zolltarifkampf so hitzig schmähten, müssen sich rasch über ein Steuerprogramm verständigen, wenn ihre DYNAMIK nicht das Gelächter des Gegners herausfordern soll. Noch nicht hundertzehn Mann zusammen; aber das Programm dieser kleinen Schaar kann so vernünftig sein, daß es die klügsten Patrioten erobert. Spudet jetzt auch Ihr Euch ein Bißchen! Nur um hundert Millionen handelt sich's noch; vierhundert sind ja gefunden. Und klammert Euch nicht an die Erbschaftsteuer; macht nicht wieder eine Curer gefährlichen „Prinzipienfragen“ drauß. In irgendeiner Form kommt diese Steuer; ob heute oder übermorgen, ist einerlei. Jede Möglichkeit zum Rückzug soll man dem Gegner nur da abschneiden, wo man sicher ist, ihn zu vernichten. Ihr seid's nicht. Doch Euer Gegner fühlt sich, trotz dem Triumphgeschrei, nicht ganz wohl. Die Konservativen möchten nicht in die Abhängigkeit vom Centrum gezwungen sein und das Centrum möchte die Option zwischen zwei Mehrheitsbildungen zurückgewinnen. Beide fürchten die Nachwirkungen des Sieges, den sie gemeinsam ertrachten. Beide wären froh, wenn sie die Rationalliberalen in ihren Concern bekämen. Da ist was zu machen (mag der jetzt geforderte Einlaßpreis auch zu hoch sein: fünfzig Millionen neuer Börsensteuer). Viel. Aber Ihr müßt wissen, was

Ihr wollt; und es den Wüthenden und den Unschlüssigen bald sagen. Ihr habt starke Trümpfe und könntet ein großes Spiel wagen; im Kampf oder Friedensschluß Euch als die Fraktion der Staatsmänner bewähren. Doch zunächst muß (nehmt nicht übel) die Frage beantwortet sein: Was wollt Ihr bewilligen?

### Regirung.

Diese Antwort dürfen auch die Regirenden fordern, denen Heydebrands Concern fünfhundert Millionen anbietet. Mit der Annahme wäre das Geständniß verbunden, daß die unter Sankt Sydow vereinten Geheimräthe in zehn Monaten nicht leisten konnten, was sub auspiciis des Bundes der Landwirthe in zehn Tagen geleistet ward. Thut nichts: das Geld klänge im Kasten. Und die Oeffentliche Meinung, die Mehrreitherrschaft empfiehlt, darf nicht grollen, wenn der Wille einer Mehrheit Gesetz wird. Warum wenden Industrie und Handel nicht mehr Geld ans Wahlgeschäft und sorgen für klügere Vertretung in Presse und Parlament? Das Reich braucht die halbe Milliarde; braucht sie schnell. Rechts ist sie zu haben. Links wird nur gesagt, aus welchen Quellen man, in frommer Prinzipientreue, nicht schöpfen will.

Graut davor den Excellentesten so sehr, daß sie in bangem Entsetzen die Hände ringen und stöhnen: „Die Lage ist ungeheuer verworren!“ (Wörtlich.) Der Ausdruck ist so klar wie der Gedanke, der ihn gebär. Sah man je Einfacheres? Das Wahlverwandte hat sich gefunden. Fraktionen, die genöthigt werden sollten, sich in widernatürlichem Bund zu paaren, haben die alten Lagergenossen aufgesucht. Ihre Stimmenzahl macht sie stark; stärker der bewußte Einheitwille. „Nirgends ein ausführbarer Plan? Wir haben einen.“ Jeder neue müßte sie schwächen. Was wäre aus dem Steuerprogramm des britischen Schatzkanzlers geworden, wenn er den Unionisten gestattet hätte, es zu durchlöchern und ein neues zu beschließen, dessen Annahme Herrn Asquith für immer um seinen Kredit brächte? Er blieb fest, ließ nicht lange feilschen: und bekommt, was er braucht. Das wäre im Deutschen Reich nicht schwerer zu haben. Nach allen Fehlern noch heute. Für Rückblick und Rüge ist jetzt keine Ruhe. Noch öffnen den Regirenden sich mindestens drei gangbare Wege.

Erstens: Vertagung der ganzen Sache; nicht nur auf kurze Frist. Die Verbündeten Regirungen (damit die Hoffnung auf den nahen Kanzlerwechsel nicht zu laut dreinrede, empfiehlt sich eine den Bundesrath an bestimmte Grundsätze bindende Erklärung) sagen offen, daß sie den Reichsbedarf unterschätzt haben; Stückwerk nicht wollen; ihrer Pflicht nicht zu genügen glauben, wenn sie das jetzt zu Erlangende einstreichen, das nach zwei, drei Jahren doch nicht mehr reichen werde; der eitle Wunsch, um jeden Preis Recht zu behalten, müsse

schweigen, wo sich die Möglichkeit bietet, das während der Arbeit Gelernte für die res publica zu nützen. (Prestigeverlust? Geringerer als durch die Abbröckelung wichtiger Theile eines geschäftig angepriesenen Programmes. Kein Verständiger kann die Regierung tadeln, die zu rechter Zeit ihre Fehler erkennt und Besseres zu leisten versucht.) Ist so lange mit Anleihen gegangen, geht auch noch eine Weile. Inzwischen kann Etwas geschaffen werden, das man vor ernstern Menschen eine Reform nennen darf. Vereinheitlichung der bundesstaatlichen Steuerysteme; erst danach könnte eine fürs Reich beschlossene Auflage überall gleich wirken. Wenn das Gebälk im Westen höher als im Osten, im Norden dicker ist als im Süden, müht sich der Pfiffigte vergebens um ein schützendes Dach. Wer unter dem nicht wohnen will, bleibt draußen und erhält einen Separatvertrag; wird bald dann wohl Einlaß erbitten. Sind Monopole noch möglich? Kann Bier und Branntwein nicht, obendrein nur der Volksgesundheit zum Heil, wesentlich mehr bringen, als ihnen jetzt abverlangt wird? Verbietaet Staatsklugheit nicht, die Luxussteuern (die auch der lüsternten Bier nie viel liefern) ins fast Uner-schwingliche zu steigern und Jeden, der große Einnahmen erarbeitet hat, wie einen Gauner zu behandeln, aus dem gar nicht genug gezapft werden kann? Sind die englischen Zuschläge nicht anständiger, für Fiskus und Zahler schließlich auch bequemer als das schlecht verhehlte Trachten, das selbe Vermögen von allen Seiten zu schmälern? Solchen Fragen wäre zunächst die Antwort zu finden; noch mancher anderen. Dann ein Programm zu beschließen, dessen Durchführung nach Menschenermessen dem Reich für zehn Jahre Ruhe schafft.

Zweitens: Annahme einer Theilzahlung. Vierhundert Millionen sofort, hundert vor Neujahr. Das ist zu haben. Damit könnte das Reich sich einrichten. Könnte sogar Fürst Bülow heiteren Herzens ins neue Heim ziehen.

Drittens: Unzweideutige Bezeichnung der Objekte, denen die Verbündeten Regierungen die hundert Millionen aufbürden, und derer, die sie jetzt unter keinen Umständen antasten wollen. (Die Behauptung, die vierhundert Millionen bringe die Masse der Knappen und Armen auf, ist demagogischer Trug; der Wohlhabende trägt sehr beträchtlich dazu bei. Nöthig ist also nicht, den „Besitzenden“ noch eine Extraruthe zu binden.) Können sie irgendwas aus dem Strauß brauchen, den die Finanzkommission ihnen entgegenhält? Noch weiß es Niemand. Und Alle müßten es wissen. Auch die stärkste Regierung ist nicht verpflichtet, einer zur Mitarbeit willigen Majorität erfüllbare Wünsche zu weigern. Erbschaft- oder Quittungsteuer (die, bei niedrigen Sätzen, erträglich wäre und die Kellnernotiz eben so wie die Annoncenrechnung trafe): wenns nur den Bedarf deckt. Einen Plan, lieber Bundesrath! Jeden halbwegs vernünftigen könnte unbeugsamer Wille vor den Hundstagen durchsetzen.

## Hochverrath in Agram.

In Agram spielt sich seit Monaten ein Prozeß ab, der ein halbes Hundert österreichischer Serben mit dem Tode durch den Strang bedroht. Sie sind des Hochverrathes angeklagt und werden beschuldigt, Gehilfen einer großserbischen Bewegung zu sein, die dem König Peter die von Serben bewohnten österreichischen Länder zuzubringen bemüht sei. Masaryk sagt, es gebe unter den österreichischen Serben eine solche hochverrätherische Bewegung nicht. Masaryk müßte Das wissen. Er kennt diese Dinge sehr gut. Fast alle Intellektuellen unter den jungen Südslaven sind nämlich Schüler Masaryks. Wenn ich in Dalmatien einen jungen Menschen von westeuropäischer Gesinnung traf, ergab sich immer, daß er das Beste seiner Bildung, ja, eigentlich seine ganze geistige Form Masaryk verdankt.

In Wien ist man jetzt überall der Meinung, es gebe zwar sicher unter den österreichischen Serben eine solche hochverrätherische Bewegung (weshalb es nothwendig sei, sich bei Zeiten gegen sie vorzusehen), doch habe man leider wieder einmal nicht die Richtigen erwischt; die wahren Schuldigen seien entkommen und diese gewiß ganz unschuldigen Leute, die nun bald ein Jahr im Kerker sitzen, werde man ja schließlich wieder laufen lassen müssen. Eingeweihete (es ist bei uns ein ganz einträgliches Gewerbe, den Ruf eines Eingeweiheten zu haben, weshalb auch der Zutrang so groß ist) sagen, die Regierung habe diesen Prozeß gebraucht, um den Kabinetten die Nothwendigkeit der Annexion Bosniens zu beweisen, und sie könne nun, wo Dies entbehrlich geworden sei, doch nicht auf einmal den Prozeß einstellen, weil dadurch ein schlechtes Licht auf unsere Rechtspflege geworfen würde, als ob sie sich zu tattischen Zwecken mißbrauchen ließe. Deshalb sei den Angeklagten, die ja, woran auch die Eingeweiheten nicht zweifeln, natürlich unschuldig seien, einstweilen nicht zu helfen; sie müssen sich schon noch einige Zeit gedulden.

Der Schein irgendeines Beweises für irgendeinen Schein von Schuld irgendeines Angeklagten ist in diesem Prozeß bisher noch nicht erbracht worden. Der einzige Zeuge, auf den sich die Anklage berufen kann, ist noch nicht vernommen worden und es ist sehr unwahrscheinlich, daß man ihn überhaupt vernehmen wird. Das ist nämlich ein Polizeispitzel Rastic; in seinen Erfindungen von einer so jämmerlichen Phantasie, daß man ihn doch eigentlich noch mehr bedauern als verachten muß. Russische Beispiele scheinen ihn verwirrt zu haben und er hätte nun gern einen kleinen Azem gemint, die Stimmungen des Verschwörers wie die des Verräthers auskostend, wozu nun aber doch eine ganz andere innere Kraft und auch einiger Verstand gehört. Es ist nicht recht begreiflich, wie sich die Regierung mit diesem kindischen Spion darauf einlassen konnte, so lange Zeit Indianer zu spielen.

Die Führung des Prozesses ist ungewöhnlich, selbst nach österreichischen Begriffen. Rajary hat im Parlament erzählt, der Präsident des Senates sei ein notorischer Trinker. So sieht er auch aus. Ob er es ist, kann ich eben so wenig kontrolliren wie die Beschuldigung, er pflege nachts im Café Corso betrunken auf die Angeklagten zu schimpfen und mit Drohungen herum zu wüthen. Aber auch in den Verhandlungen selbst hält er mit seinem Urtheil über sie nicht zurück, obwohl er dazu ja noch Zeit hätte. Verurtheilte werden in Europa besser behandelt als diese Angeklagten, deren Schuld doch erst bewiesen werden soll. Der Präsident hat verboten, daß ihnen, wenn sie aus dem Kerker geholt oder wieder in den Kerker gebracht werden, ihre Vertheidiger die Hände reichen. Ein Angeklagter wird von seinem Sohn vertheidigt: diesem Vertheidiger hat der Präsident verboten, zu seinem Vater Du zu sagen. Ich bemerke, daß Unmenslichkeiten dieser Art nicht etwa, wie man argwöhnen könnte, durch unser Gesetz vorgeschrieben sind. Kaum ein Tag vergeht, ohne daß einer der Angeklagten mitten aus der Verhandlung abgeführt und disziplinarisch bestraft wird, weil er sich etwa gegen einen Zeugen gewehrt oder eine Frage, die dem Präsidenten verhänglich scheint, an ihn gerichtet oder auch nur lachend den Kopf geschüttelt hat. Fragen mag der Präsident überhaupt nicht; außer denen, die er selbst oder der Staatsanwalt stellt. Die Vertheidiger läßt er ungenen reden. Fast täglich verfällt einer der Vertheidiger einer Ordnungstrafe, meist auch im Grunde nur, weil er unpassend gefragt hat, anders nämlich, als es dem Präsidenten paßt. Auch hält der Präsident für die Vertheidiger noch Ueberraschungen von ganz besonderer Art bereit; einmal, zum Beispiel, ließ er die Frau des einen Vertheidigers plötzlich barfuß aus dem Saal weisen. Daß die Vertheidiger die Ruhe haben, sich durch das Alles nicht provoziren zu lassen, scheint ihn gegen sie nur immer noch mehr zu erbittern. Und wenn der behende, sehr geschickte, gar nicht wählerische Staatsanwalt dann gelegentlich zu einem Vertheidiger sagt, der Herr Doktor solle nur froh sein, daß er selbst noch nicht unter den Angeklagten sitze, dann nickt der Präsident.

Von den Angeklagten haben mir die meisten den Eindruck gemacht, ganz einfache, sehr harmlose Leute zu sein, die überhaupt gar nicht verstehen können, was man denn eigentlich von ihnen wolle. Sie fühlen sich als gute Serben. Das verhehlen sie gar nicht und es geht ihnen nicht ein, daß Ciner, weil er sich zur serbischen Nation bekennt, auf einmal nur deshalb schon verdächtig sein soll, sich zum serbischen Staat zu bekennen. Sie erfahren hier zum ersten Mal, daß man einem guten Serben nicht glaubt, er könne und wolle auch ein guter Oesterreicher sein; und da blicken sie in einer grenzenlosen Verwirrung des Gefühls so hilflos vor sich hin. Denn eben noch, kaum ein paar Jahre ist es her, hat ihre ungarische Regierung doch gerade die guten Serben



ganz besonders gehegt, gegen die Kroaten. Auch muß man wirklich eine Geschwindigkeit des Verstandes haben, an der es den Reissen unter ihnen doch fehlt, um zu verstehen, daß der Gebrauch der serbischen Schrift, die jeder unserer Serben in der Schule von Staates wegen zu lernen hat, jetzt plötzlich ein Zeichen des Hochverrathes sein soll. Nur ganz wenige der Angeklagten können überhaupt begreifen, worüber hier eigentlich verhandelt wird. Diese sehen wie Figuren aus einem Stück von Gorkij oder Andrejew aus. Es sind Intellektuelle von der russischen Art, mit einer ungeheuren geistigen Bier, sich durch Logik der Welt zu bemächtigen und des menschlichen Glends durch Aufklärung Herr zu werden. Dies mag unrichtig sein; ist doch aber an sich bisher meines Wissens sonst bei uns noch nicht verboten gewesen. Uebrigens ist ihr nationaler Sinn gewiß nur ein Ausdruck wirtschaftlicher Bedürfnisse. Groß-Serbisch oder Groß-Kroatisch: es drängt die Südslaven einfach zusammen, weil sie, vereinzelt, unfähig zur modernen Wirtschaft bleiben, die sie brauchen. Es wäre leicht, gerade dieses Bedürfnis der Politik Kehrentzals dienstbar zu machen. Aber auf andere Art als durch diesen Prozeß.

Ein Angeklagter wird vorgelöhrt; er soll die Kroaten Hunde genannt haben. Das wäre nicht freundlich von ihm, und da wir in Oesterreich sind, giebt es ja für Alles ein Gesetz, wonach er auf jeden Fall verurtheilt werden kann. Aber Einen, weil er die Kroaten Hunde genannt hat, gleich des Hochverrathes zu zeihen, wäre vielleicht nicht nöthig gewesen. Nun leugnet er aber; er hat die Kroaten gar nicht Hunde genannt. Und erzählt, wie Das eigentlich war. Sie haben, ein paar Kroaten und Serben freundschaftlich beisammen, unter einander gestritten, ob es denn überhaupt einen Unterschied zwischen Kroaten und Serben gebe. Die Gelehrten behaupten ja, daß Dies nur zwei Namen für das selbe Volk seien. Ich selbst bin dieser Meinung auch. Gefühl läßt sich aber schließlich nicht kommandiren und einer Serbin Kind mag nicht plötzlich ein Kroat heißen. Darüber streiten Die nun; und wie es schon geht, wenn Rannengießer streiten: Einer wird bald immer heftiger als der Andere und sie überbieten einander. Dieser Serbe bleibt beharrlich dabei: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Sein kroatischer Gegner wird wild: Du bist ein Kroat, denn Du lebst in Kroatien und es giebt in Kroatien überhaupt keine Serben! Darauf der verstodte Serbe noch einmal: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Darauf wieder sein kroatischer Freund, voll Wuth: Du kannst kein Serbe sein, weil Du in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, ist ein Kroat! Da lacht der Serbe und packt seinen Hund: Da geh her und merk Dir's, Du bist auch ein Kroat, weil Du auch in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, heißt es doch, ist ein Kroat! Man soll nicht Humor haben. Denn für dieses argumentum ad canem sitzt nun der arme Humorist seit dem Herbst im Kerker und wird wohl noch sitzen, wenn wieder der Herbst kommt.

Ein Anderer, der auch des Hochverratheß angeklagt ist, leugnet auch. Da wird er angefahren: Leugnen Sie nicht! Man sieht es doch: Sie tragen ja nicht einmal hier vor Gericht eine Kravatte! Und nun wird ein umständlicher Beweis geführt, daß der Angeklagte niemals eine Kravatte trägt. Kroate und Kravatte nämlich; und daraus wird geschlossen: Wer von Kravatten nichts wissen will, will damit sagen, daß er von den Kroaten nichts wissen will. Kann ja sein. Aber es könnte doch auch sein, daß der Angeklagte wirklich einen empfindlichen Hals hat, den er nicht einengen will. Dadurch, daß man ihm den Strang um den Hals legt, wird Das auch nicht besser werden.

Von einem anderen Angeklagten wird erzählt, er habe zu dem Gendarm, der kam, um ihn zu verhaften, mit bauernschlauem Troß gesagt: „So, dann sage ich gar nichts; wenn Ihr so mit mir umgeht und mich gleich verhaftet, dann sage ich kein Wort von Allem, was ich weiß, und Ihr sollt nichts erfahren, gar nichts!“ Worauf denn der Gendarm, schon sehr froh, endlich doch Einen erwischt zu haben, der Etwas zu wissen schien, mit ihm zu verhandeln begann und ihn fragte, was denn nun aber wäre, wenn sie sich, zum Beispiel, entschlossen, ihn nicht zu verhaften. Worauf der Piffige versicherte, daß, wenn sie ihn nicht verhafteten, Das dann freilich etwas Anderes wäre; dann freilich könnte er schon reden und Manches sagen; denn man wisse doch Alles. Worauf sie denn schließlich einig wurden, daß er nicht verhaftet werden, aber dafür, sobald er von seinem Geschäft abkommen könne, gleich in die Stadt zum Untersuchungsrichter gehen solle, um als Zeuge verhört zu werden. Der Gendarm ging, der Untersuchungsrichter wartete Tag vor Tag; aber der Listige konnte halt immer von seinem Geschäft noch nicht abkommen. Bis er schließlich die Frechheit so weit trieb, ganz vergnügt in die Stadt zu gehen, um Etwas zu besorgen, ohne sich aber um den Untersuchungsrichter irgendwie zu kümmern. Da wurde er auf der Gasse erkannt, gepackt und vorgeführt: und nun half ihm doch nichts mehr, weil er im Grund ein ganz ehrlicher Keil ist, und er mußte gestehen, daß er nichts zu gestehen habe, weil er nichts wisse und nur gesagt hatte, daß er Etwas wisse, um nicht verhaftet zu werden, weil Dies seinem Geschäft geschadet hätte. Nun muß er es büßen.

Mit den Zeugen haben sie überhaupt kein Glück. Masaryk hat im Parlament erzählt, daß einer der Zeugen ein abgestrafter Mörder, ein anderer schon einmal zu achtzehn Monaten verurtheilt worden sei, noch ein anderer aber sich selbst verwundet habe, um gegen die Angeklagten auszusagen zu können. Andere Zeugen erklären vor Gericht, nichts zu wissen, und wenn ihnen der Präsident dann aus dem Protokol vorhält, was sie in der Voruntersuchung ausgesagt haben, erklären sie, Dies nicht ausgesagt zu haben; das Protokol sei gefälscht. Vier Zeugen haben Das bisher erklärt. Ganz ausdrücklich: Was im Protokol steht, habe ich nicht gesagt, aber der Untersuchungsrichter hat

mir befohlen, das Protokol zu unterzeichnen. Da wird der Präsident zornig und schreit: „Sie verleugnen heute Ihre protokolatorischen Aussagen! Sie leisten einen falschen Eid!“ Und einem dieser Zeugen hat er zugerufen: „Sie sind ein Spediteur, geben Sie Acht: Sie könnten irgendwohin spedirt werden!“ Und der Staatsanwalt hat einen Zeugen ermahnt: „In der Untersuchung haben Sie mutziger ausgesagt!“ Ein Zeuge hat zu Protokol gegeben, er habe bei einem der Angeklagten eine hochverräterische Inschrift gelesen; doch stellt sich heraus, daß der Zeuge ein Analphabet ist und nicht lesen kann. Ein Zeuge hat ein hochverräterisches Bild gesehen, nämlich das des Königs Peter; doch stellt sich heraus, daß es der Gambrinus gewesen ist. Ein Zeuge hat eine Bombe gesehen; doch stellt sich heraus, daß es ein elektrisches Taschenfeuerzeug war. Ein Zeuge hat eine serbische Fahne gesehen; nun wird ihm eine serbische Fahne gezeigt und er erklärt, eine solche Fahne nie gesehen zu haben, und es stellt sich wirklich heraus, daß er die serbische Fahne gar nicht kennt. Ein Zeuge hat einen der Angeklagten irgendwo gesehen; als er aber nun diesen Angeklagten, den er genannt hat, unter den Angeklagten herausfinden soll, kann er es nicht und es stellt sich heraus, daß er ihn nicht kennt. Wenn dann einmal die Angeklagten murren, ermahnt sie der Präsident „die Würde des Gerichtes zu respektiren und sich anständig zu benehmen“. Und ein anderes Mal beschließt der Senat, einem der Bertheidiger eine Klage zu erteilen, „weil er den Kopf geschüttelt hat, worin der Gerichtshof eine Geringschätzung erblickt“.

Recht sonderbar wird dieser Prozeß doch geführt. Die Partei unserer freiheitlichen Deutschen aber ist der Meinung, Dies sei eine Angelegenheit, die ja die Deutschen gar nicht angehe. Bei uns gilt es nämlich für national, gegen ein Unrecht nur dann zu sein, wenn es an Angehörigen der eigenen Nation verübt wird. Wird es aber an Angehörigen einer anderen Nation verübt, so scheint man Dies eher fast als einen nationalen Gewinn anzusehen. Was Recht, was Unrecht, ist nicht mehr die Frage. Gestragt wird nur noch, wem es geschieht. Je nach Dem ist man dann dafür oder dagegen. Gar so deutsch kann ich Das eigentlich nicht finden. Auch unsere Zeitungen meinen, daß Dies doch eigentlich von keinem allgemeinen Interesse sei. Dies müsse man schon in Kroatien allein abmachen. Im Fall Dreyfuß haben sie nicht gemeint, daß man Dies in Frankreich allein abmachen müsse.

In Agram aber begnügt man sich damit, alle Dinge, die dort geschehen, einfach zu dementiren. Dies ist Rasaryk geschehen; es kann auch mir passiren. Ich wäre jedoch eher dafür, lieber diesen ganzen Prozeß zu dementiren.

Wien.

Herman Bahr.



## Kaplansevend.

 In katholischer Geistlicher schreibt mir:

„Treffe ich da kürzlich auf der Eisenbahn zufällig einen evangelischen Amtsbruder. Auf beiden Seiten Freude über das unvermuthete Wiedersehen; wie es alten Ritschkältern gehe, die des Berufes Verschiedenheit verschiedene Wege geführt hat. Wo bist Du jetzt? fragte der Eine. Was hast Du angefangen? der Andere. Dauert denn gar nicht so lange, ist das Thema angechnitten, das uns jetzt Alle interessiert: Besoldungsbesserung. Ist der Unglücksrade auch noch überzeugt von den reichen Schätzen, die wir katholischen Geistlichen anhäufen. Ich nenne ihm die Höhe meines Einkommens. Das will er natürlich nicht glauben. Allmählich erst kann

ich sagen: „ici“ „vaktors“ mit „aus“ „aurell“ „kommissuronek“, „ranh“ „nch“ „woer“ „boaj“ „itap“ recht hineinbenken. Als Beweis giebt er mir die Nummer der Norddeutschen Allgemeinen vom zweiten Mai; auf der ersten Seite steht: „Gleichfalls zu einer bedeutenden Rede nahm am Dienstag aus Anlaß der Besoldungsgefeße Finanzminister Freiherr von Rheinbaben im preußischen Herrenhaus das Wort. Die Staatsregierung habe ihr Wohlwollen für die Beamten nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten bekant und für die Aufbesserung der Beamten, Lehrer und Geistlichen nicht weniger als rund zweihundert Millionen aufgewendet.“ Für die Geistlichen beider Konfessionen, aber nicht einen rothen Pfennig für die Hilfsgeistlichen; nur für die Pfarrer, bei deren In stallirung ja der zahlende Vater Staat ein Wort mitzureden hat. Und Die es am Nöthigsten haben, gehen leer aus. Diesen Zustand hat der Generalanwalt des Episkopates, Kardinal Kopp, in der Sitzung des Herrenhauses selbst als einen ganz unwürdigen bezeichnet. Das Besöhnung athmende Wort sprach der preußische Finanzminister in der Sitzung vom siebenundzwanzigsten April; bei der zweiten Verathung der Besoldungsvorlagen und Steuernovellen. Ein interessantes Moment boten dabei die Parlamentsberichte. Redet irgendein Centrumsabgeordneter in irgendeiner Sache, die Parlamentsberichte geben den Inhalt möglichst ausführlich wieder. Diesmal heißt in latonischer Kürze: „Der Gesegentwurf betreffend die Besoldung der evangelischen Geistlichen wird ohne Diskussion entsprechend dem Kommissionsbeschlus in der Fassung des Abgeordnetenhauses angenommen. Folgt Verathung des Pfarrerbesoldungsgefeßes für die katholischen Geistlichen.“ Brevi manu wird reportert: „Fürstbischof Kardinal Dr. Kopp dankt dem Professor Voening für sein Eintreten im Interesse der Hilfsgeistlichen in der letzten Plenarsitzung und beantragt en bloc-Annahme des Gesezes. Das Gesez wird unverändert angenommen.“ Daß das Gesez debattelos angenommen wird, ist zu verstehen, nachdem auch die evangelischen Pfarrer eben so davongekommen waren, namentlich aber, nachdem bei Verathung dieses Gesezes im Abgeordnetenhaus das Centrum erklärt hatte, es könne sich auf Debatten nicht einlassen, könne nur annehmen oder ablehnen, weil die Fassung des Gesegentwurfes den Wünschen des Episkopates entspreche. Warum aber nun mit einem Mal diese latonische Kürze der Berichterstattung in der Centrumpresse? Damit heileise keiner der Kapläne erfahre, daß Kardinal Kopp erklärt hat: „Ich habe nicht die Absicht, an der Vorlage Etwas zu ändern oder Abänderungsanträge stellen zu wollen. Die Vorlage ist von anderen Haus und von unserer Kommission angenommen worden und die kirchlichen Oberen haben ihr zugestimmt. Ich möchte von ganzem Herzen wünschen,

daß sein (Professor Voening's) warmes Eintreten für diese Geistlichen (Hilfgeistlichen) in der Zukunft auch von Erfolg begleitet sein möge.' Das sagt der selbe Mann, der die Interessen des Episkopates im obersten preussischen Haus vertritt und der in der Dritten Sitzung des Herrenhauses die elende Lage der katholischen Kapläne mit dem Ehrentitel ‚ganz unwürdiger Zustand‘ belegt hatte. Das allseitige Bravo, das der Breslauer Eminenz lohnte, klingt wie reiner Hoß. Was hat denn eigentlich der hallenser Professor gesagt? Das hat man den Kaplänen wieder wohlweislich vorenthalten. Nach dem Stenographischen Bericht hat Voening in der Sitzung vom achtzehnten März gesagt: ‚Zwei dieser Gesetze beziehen sich auf die Unterstüzung, welche der Staat der Evangelischen und der Katholischen Kirche angedeihen läßt, um eine Erhöhung der Gehälter der Pfarrer, der Ruhegehälter und eine bessere Fürsorge für die Witwen und Waisen der evangelischen Pfarrer in einer Weise zu ermöglichen, die den Anforderungen der heutigen Zeit entspricht. Seine Eminenz der Kardinal-Fürstbischof Kopp hat in der gestrigen Sitzung das Bedauern ausgesprochen, daß in diesem Gesetzentwurf über die Besoldung der katholischen Pfarrer nicht auch besondere Summen ausgeworfen sind zur Unterstüzung der Vikare, und ich kann mich diesem Bedauern nur anschließen. Ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, in welcher der Staat die Möglichkeit haben wird, auch nach dieser Richtung hin den gerechtfertigten Forderungen der Katholischen Kirche zu entsprechen.‘ Allgemeines Bravo, also allgemeine Anerkennung der Gerechtigkeit dieser Forderungen. Und in das Bravo stimmt Kardinal Kopp mit ein. Auch er muß unsere Forderung einer zeitgemäßen Besserung der Besoldung als gerechtfertigt anerkennen; aber warum hat denn der Führer des Episkopates und Vertrauensmann der Regierung nicht auch in den langen Verhandlungen Etwas für die Hilfgeistlichen zu erreichen versucht, statt sich a priori mit der Regierungsvorlage einverstanden zu erklären? Die Pfarrer werden besser besoldet; und als es sich vor wenigen Jahren darum handelte, die Gehälter der Bischöfe und Domherren aufzubessern, da war man sogleich damit einverstanden, da hat man sich nicht gewehrt, denn es galt dem eigenen Beutel: aber wo es sich um Hilfgeistliche handelt, die wirklich gar zu oft des Lebens Noth kennen lernen, falls sie nicht aus eigenen Mitteln zusehen können, da kennt man keine Fürsorge. Die speist man ab mit schönen Redensarten, verdröset sie auf eine bessere Zukunft, verlangt aber trotz der traurigen Lage Gehorsam, Ergebenheit, Schweigen. Quod licet Jovi . . .

Nun zur Sitzung vom siebenzehnten März. Herr von Buch-Carnizow: Ja, meine Herren, Gehälter erhöhen, zufriedene Menschen schaffen, Wohlthaten erweisen, finde ich, ist ein sehr angenehmes Werk; eine große That liegt aber nur dann vor, wenn man sich entschließt, dafür Opfer zu bringen und, sei es durch Uebernahme neuer Leistungen oder durch Einschränkung der Ausgaben, in sparsamer Weise dazu die erforderlichen Mittel aufzubringen.' Schon erhebt sich der Finanzminister: ‚Die Beamten, Lehrer und Geistliche warten schuldlos auf die Zulagen, die wir ihnen zugedacht haben. Das Herrenhaus würde sich ein großes Verdienst um die Sache erwerben, wenn es dem Sage folgen würde: Bis dat qui cito dat.‘ Das hätten allerdings die Bischöfe auch bedenken sollen, in deren Namen Kardinal Kopp sofort antwortete. Er will in Buch's ‚elegischen‘ Ton nicht einstimmen. Dafür aber verheißt er meisterhaft, den Baum auf beiden Schultern zu tragen. Beendet ein mit einem recht artigen Kompliment für die Regierung: ‚Ich mache mich also

zum Dolmetsch der dankbaren Stimmung, welche in den theilhaftigen Kreisen (doch wohl nur der aufgebesserten Bischöfe, Domherren und Pfarren) für dieses Vorgehen der Regierung herrscht.' Ein solches Kompliment, dessen innere Wahrheit denn doch mit Recht bestritten werden kann und tatsächlich von vielen Pfarrern bestritten wird, was dem Herrn Kardinal wohl nicht bekannt ist, muß naturgemäß eine eben so artige Erwiderung finden, die denn auch sofort der Herr Ministerdirektor von Chappuis mit Geschick giebt: 'Es ist mir zunächst eine angenehme Pflicht, Seiner Eminenz dem Herrn Kardinal-Erzbischof von Breslau den Dank der königlichen Staatsregierung für die wohlwollende Beurtheilung auszusprechen zu dürfen, welche er den Gesehentwürfen betreffend die Befolgung der Geistlichen, insbesondere dem für die katholischen Geistlichen, hat zu Theil werden lassen.' Dann stellt der Herr Kardinal der Regierung das (allerdings stark anzuzweifelnde und historisch widerlegbare) Zeugniß aus, daß 'die Staatsregierung bei dieser Gelegenheit wie auch bei allen anderen, wo es sich um rein innere kirchliche Angelegenheiten handelte, ihrem Grundsätze getreu, zunächst die Bischöfe um ihre Anträge gefragt und ihre Wünsche gehört hat. Und die Bischöfe haben sich redlich bemüht, die Rechte und Interessen der ihnen anvertrauten Geistlichen in aller Weise zu verteidigen.' Ja, wenn das Alles so ideal und wahr wäre: warum haben denn da die Bischöfe ihre Hilfsgeistlichen, für deren Rechte und Interessen sie doch auch verantwortlich sind, so ganz außer Acht gelassen, als sie inkognito in Köln und später in Fulda sich bemühten, die Rechte und Interessen der ihnen anvertrauten Geistlichen zu verteidigen? Für die Pfarren sind sie eingetreten (und die sind doch aus dem Ordbüch heraus); für die Hilfsgeistlichen nicht. Und wenn Kardinal Kopp, die Stimmung, welche in manchen katholischen Kreisen sich geltend macht, begreift: warum hat er dann nicht versucht, ihr zu wehren, so lange es noch Zeit war und die Verhandlungen zwischen Bischöfen und Regierung noch schwebten? Er sagt: 'Der Geistliche wird als Pfarrer schon nach drei Jahren in ein Einkommen von zweitausend Mark gestellt, also drei Jahre nach seiner Ordination.' Wie kommt es denn aber, daß ein Hilfsgeistlicher zehn, zwölf, ja, fünfzehn Jahre warten muß, ehe er als Pfarrer angestellt wird, daß er so lange Jahre mit zwölfhundert Mark Nominalgehalt auskommen, als Pfarrvikar Jahre lang von fünfzehnhundert Mark sogar einen eigenen Haushalt bestreiten muß? 'Noch in einem anderen Punkt', fährt der Kardinal fort, 'sind die Wünsche und Hoffnungen sowohl der Bischöfe als der Geistlichen enttäuscht worden. Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß doch Etwas für die sehr schlecht gestellten Hilfsgeistlichen geschehen möge. Die Hilfsgeistlichen sind im Laufe der Zeit, während alle anderen Gehaltsverhältnisse sich gebessert haben, auf der selben Gehaltsstufe stehen geblieben. Das ist ein ganz unwürdiger Zustand, der in Bezug auf das Gehalt den jungen Geistlichen zugemuthet wird.' Eh bien, wenn die Bischöfe die Unwürdigkeit dieses kläglichen Zustandes kennen: warum suchen sie dann nicht nach einer Besserung? Früher hat der Finanzminister einmal vor dieser Frage auf die große Mehrzahl der katholischen Hilfsgeistlichen gegenüber denen der evangelischen Kirche hingewiesen. Wer aber die Verhältnisse der Diözesen genau betrachtet und die vielen gar nicht oder doch nur unzulänglich besetzten Stellen in Erwägung zieht, daneben aber die häufigen Klagen aller Bischöfe über Priestermangel hört und sieht, welche Konsequenzen daraus die Bischöfe ziehen (zu Ungunsten einer gesunden Entwicklung des Klerus), Der versteht, warum von den Abiturienten und deren Eltern die pekuniäre Seite auch gründlich erwogen wird.

Nominell bekommt der Kaplan 1200 Mark. Davon gehen 750 bis 800 Mark ab an den Pfarrer für Beförderung und Anderes. Bleiben 400 bis 450 Mark. Dafür ist der Kaplan in vielen Fällen noch verpflichtet, wochentlich zwei oder drei Messen pro mensa zu halten, die im Jahre immerhin einen Betrag von 150 bis 200 Mark (gering gerechnet) ausmachen, so daß der Pfarrer thatsächlich 900 bis 1000 Mark für die Unterhaltung eines Kaplans bekommt. Dazu muß man zählen den jährlichen Ertrag aus den Taufen, Trauungen und Beerdigungen, die der Kaplan vornimmt, während der Pfarrer die dafür fälligen Stolggebühren in seine Tasche gleiten läßt. Von einer solchen Summe kann ein Pfarrer sehr wohl einen Hilfsgeistlichen befähigen, ja, es dürfte daraus auch noch eine nicht geringe Beihilfe zu der Erholungseise im Sommer oder zur Beschaffung eines reichsortirten Weinlagers oder zu angenehmer Kaufmannung von Kapitalien abfallen. Das ist eine Rechnung, die kein Bischof oder Pfarrer rechtlich widerlegen kann. Und der Kaplan? Zu seinen 400 bis 450 Mark Gehalt kann er aus seinen Resintentionen jährlich 200 bis 250 Mark zählen, so daß er auf ein bares Einkommen von 600 bis 800 Mark im Jahr rechnen kann; ein Mann, der nach Abschluß der Gymnasialstudien drei Jahre auf der Universität oder in einer Philosophisch-Theologischen Lehranstalt und ein weiteres Jahr im Priesterseminar zubringt. Immer große Kosten, denen keine Einnahmen entsprechen. In vielen Fällen sind dann von diesem fürstlichen Einkommen, das ein tüchtiger Großknecht auch bezicht, Schulden aus der Studienzeit für Bücher und Anderes zu tilgen; hier und da (und gar nicht selten) zählen auch arme Eltern auf Unterstützung durch den geistlichen Sohn. Nun rechne man von dieser gewaltigen Summe ab die jährlichen Unkosten für Kleidung, Almosen an Bedürftige, die immer wieder sich herandrängen, die Bedürfnisse des täglichen Lebens; was ist dann das Fazit? Nun muß den so reich Besoldeten eine Vergebung treffen, vielleicht gar eine solche von einem Ende der Widze zum anderen; die nicht immer geringen Umzugskosten hat er aus eigener Tasche zu bestreiten: kein Bischof, keine Behörde nimmt die drückende Last von ihm. Und man darf nicht vergessen, daß solcher arme Schlucker oft zweimal, ja, drei- und viermal in einem Jahr seine Stelle wechseln muß; ohne die geringste Unterstützung. Dem Schreiber dieser Zeilen hat sein Bischof erwidert: „Umzugskosten gewähren wir aus Prinzip nicht“. Wird nun der neugeweihte Geistliche für irgendeine Stelle bestimmt, so heißt es, eine angemessene Zimmereinrichtung beschaffen. Wovon? Sehr einfach: hat ers nicht von Haus, muß ers eben von seinem Gehalt nehmen. Einfachste Konsequenz: er zahlt Jahr vor Jahr ab. Nun sitzt er acht bis zehn Jahre als Kaplan; dann kanns ihm glücken, daß er selbständig wird. Wenn nicht als Pfarrer, so doch für eine Reihe von Jahren als Pfarrvikar oder Pfarradministrator. Soquitar: Beschaffung vollständigen Haushaltes, Besoldung der Haushälterin, wenn nicht eine Schwester oder andere Verwandte sich seiner erbarmt; aber er muß doch für deren Unterhalt auch mit sorgen. Gehalt 1500 Mark. Das spricht Hände. Neue Schuldenwirtschaft muß anheben, weil es nicht anders sein kann; Abbezahlung in Raten! Und nun harzt er der erlösenden Stunde: „Ich ernenne Sie zum Pfarrer in . . .“

Das in Kürze über die pekuniäre Seite. Wüßte folgen die Beleuchtung der Behandlung der Hilfsgeistlichen durch Pfarrer und Obere, um das Elend modernen Sklaventhumes zu zeigen. Gewiß giebt's unter den Pfarrern weiße Raben; aber die müssen mit der Laterne gesucht werden. Vom Essen sollen diese Zeilen ganz schweigen. Haushälterin, früher Dienstmagd, nach dem Tode der Haushälterin

Küchin; was soll dabei herauskommen? Hauschlüssel giebt's nicht! Abends um Zehn wird das Haus geschlossen; wer nicht da ist, muß draußen bleiben. War nicht seltener Fall. Verfehrt wird nicht gern gesehen; geht Einer bei Bekannten, sogar bei Verwandten ein und aus, so fallen unfreundliche Bemerkungen, gehen unglückliche Berichte an die Behörde. Folgt unwilliger Ukas. Entrüstung und Verbitterung bei dem schuldlos Betroffenen. Auf der einen Seite wird gefordert intensive Arbeit in den Vereinen, auf der anderen folgt bald ein Dämpfer von hoher Stelle, wenn Einer sich mehr Nähe giebt, als er im Mindestmaß nötig hat, und wenn er sich allgemeiner Beliebtheit erfreut, die dem Pfarrer fehlt. Thätigkeit im Interesse des Volkes, besonders der Lohnarbeiter, wird mit Drohungen, dann mit plötzlicher Versetzung an einen entlegenen Ort geahndet. Das sind auch Fälle, die kein Bischof bestreiten kann. Denn (und Das ist das Aerschlimmste) es liegt System in der Sache. Der Pfarrer bekommt sein Recht; aber der arme Kaplan ist recht- und wehrlos. Man braucht nicht zu spezialisiren, um diese Behauptung zu beweisen. Differenzen kommen in jedem Berufe vor; aber selbst das Gericht urtheilt nicht, bevor es den Angeklüdigten und die von ihm benannten Zeugen verhört hat. Hier aber liegt es anders. Kommt eine Klage zu höchsten Ohren, so wird zwar der Pfarrer befragt, in keinem Fall aber der Kaplan. Der hat a priori Schuld; ergo anathema. Davon kann jeder Hilfsgeistliche ein Vieblein singen; aber er darf nicht musfen: man hält ihm das Schreckgespenst des kanonischen Gehorsams vor und erinnert an die kanonischen Konsequenzen. Der Beamte, der schuldlos gemahregt wird, kann sich öffentlich wehren; der disziplinierte Offizier quittirt den Dienst; der katholische Geistliche ist für immer gebraundmarkt, wenn er wagen sollte, an der geheiligten Institution des kanonischen Gehorsams zu rütteln, den ersten und allgemeinsten Grundlag von Recht und Gerechtigkeit zur Norm seines Handels zu machen, auf Naturrecht und liberam arbitrium sich zu stützen. Er fürchtet den Skandal, scheut sich, die Brücke hinter sich abzubrechen, er bleibt, entrüstet mit Fug und Recht, bleibt, geknechtet von dem unbestimmten Begriff des kanonischen Gehorsams, bleibt, selbst wenn man in seine persönlichen Rechte einzugreifen trachtet, — bleibt in seinem Amt. Er thut seinen Dienst, weil und so weit er muß, innerlich aber verbittert und vergrümt. Hier wäre kirchliche Reform besonders nötig, denn gerade hier (es sei offen gesagt) liegt eine tiefe Wurzel des vielumstrittenen „Modernismus“. Man stelle die Hilfsgeistlichen (und die haben noch den meisten Idealismus und Enthusiasmus für ihren Beruf, weil sie die Schattenseiten kaum schon zu sehen vermögen) sekundär besser und behandle sie so, wie der Bischof bei Ertheilung der Priesterweihe nach einem Worte Christi, des großen Menschenfreundes, zu ihnen spricht: Jam non vos dico servos, sed amicos. Man behandle sie in der That als ‚Confratres‘, man versetze sie auf einen besseren sozialen Standpunkt; dann wird die Unzufriedenheit, die Kardinal Ropp in weiten katholischen Kreisen, (speziell im jüngeren Klerus, konstatirt hat, weichen und neuer Lebensmuth und frische Schaffensfreudigkeit einziehen.

Scharfe Worte wohl sinds, die ich geschrieben habe; aber voll innerer Wahrheit und Berechtigung. Hier und da werden sie Opposition wecken. Die aber kann den Thatbestand nicht wegleugnen. Jeder, dem Gelegenheit und Macht dazu gegeben ist, bessere und schaffe zufriedene Menschen! Dies aber ward in redlicher Absicht geschrieben, damit endlich einmal die Deffentlichkeit erfahre, in wie trostlos unwürdigem Zustande die katholischen Hilfsgeistlichen ein modernes Sklavensleben führen müssen.“



## Die Lehre vom Leben.\*)

Die vergleichende Naturgeschichte des Thier- und Pflanzenreiches, die paläontologischen Thatfachen, die Entwickelungslehre im engeren Sinn haben den Boden für Hypothesen gelegt, die unter dem Namen der Deszendenztheorie oder natürlichen Schöpfungsgeschichte große Bedeutung erlangt haben und durch die Polemik für und wider den Darwinismus und Monismus, durch den Kampf um die Stammes-

\*) Professor Max Rubner ist früh, schon als Siebenunddreißigjähriger, Leiter des Berliner Hygienischen Institutes und damit Nachfolger Roberts Koch geworden. Die Berufung zeigte, welche Geltung der Forscher und der Tozant sich in München und in Marburg erworben hatte; und diese Geltung hat er als Berliner Ordinarius noch wesentlich erhöht. Von seinen Arbeiten sind natürlich nur die dem Laien zugänglichen über den Fachkreis hinaus bekannt geworden: das Lehrbuch der Hygiene, Monographien über Kleidung, Nahrung, Krankenhauswesen und Ähnliches. Auch draußen weiß man, daß die Entwickelung der Bakteriologie diesem Physiologen, der die chemischen Umsetzungsprodukte durchaus studirt hat, Werthvolles dankt. Er gilt als der Mann, der sich nicht in sein Laboratorium eingeschlossen hat und die Menschenwelt nur wie durch ein Fernglas sieht, sondern sich nicht zu stolz dünkte, für die Hygiene des Alltagslebens zu sorgen. Ein Praktiker; kein dürrer Spinner grauer Theorie. Jetzt läßt er (in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft) eine Sammlung von Aufsätzen erscheinen, die ihm von neuer Seite zeigt, die jeder Gebildete, selbst der nicht fachmännisch Geschulte, gern und mit Nutzen lesen wird (und der auch die hier veröffentlichte Schlußbetrachtung entnommen ist). „Kraft und Stoff im Haushalt der Natur“: so heißt das Buch; der Titel darf aber nicht mit Bücherverputz und Bogtschatten schrecken. Die Lehre von der Lebenskraft, die Beziehungen von Materie und Energie zur lebenden Substanz, die Ernährung als Aeußerung aktiven Lebens, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft im Organismus, die Unmöglichkeit der Energieverbrauchs, die Hydrodynamie der organischen Nährstoffe, funktionelle Akkommodation: Das sind ein paar der behandelten Thematata. Am Reiztesten wird vielleicht die Studie über Naturwissenschaft und Philosophie interessieren, in der Geheimrath Rubner auf knappem Raum Etwas wie ein Glaubensbekenntniß giebt. „Was auch immer der fernere Entwickelungsgang der philosophischen Bestrebungen sein mag, Eins ist sicher: kein philosophisches System kann unbekümmert um die moderne Naturwissenschaft seinen Weg gehen. Die Geschichte der Philosophie lehrt geradezu die Unfruchtbarkeit solcher Versuche . . . Der Naturforscher hat durch Sinneswahrnehmung und durch die Hilfsmittel der experimentellen Wissenschaft die Kenntnisse des wirklichen Geschehens zu erweitern, das Beobachtete kritisch zu sichten und logisch zu ordnen, zu Theorien und Hypothesen zu formen . . . Wer von einer Dönmacht der Naturwissenschaft spricht, weil sie uns Das, was wir heute die letzten Räthsel nennen, nicht löst, und wer an der Möglichkeit solcher Erkenntniß zweifelt, ist im Unrecht. Hat nicht die Wissenschaft uns gezeigt, daß die Substanzen, denen Leben innewohnt, im Wesentlichen überall gleich sind? Daß die Bausteine des Belebten in der äußerlich so ungleich beschaffenen Nahrung in den gleichen Typen wiederkehren? Und bietet nicht die moderne Psychologie und Gehirnphysiologie den bedeutungsvollen Anfang methodischer Bearbeitung auch dieser komplizirtesten Prozesse?“ Rein pessimistischer Philosoph also. Und wer heute den Stand philosophischer Spekulation erkennen will, muß ja die Naturforscher um Auskunft bitten.

geschichte des Menschen auch der Laienwelt bekannt geworden sind. Kein Naturforscher, wie keine Stellungnahme im Einzelnen auch sein mag, wird sich der Macht der vergleichenden Thatfachen entziehen und einen Entwicklungsgang der organisierten Welt leugnen wollen.

Die natürliche Entwicklung der Geschöpfe und die offenkundige Verwandtschaft der Thiere, wie sie sich auch heute in Species gliedern, hat zur Voraussetzung, daß sie nicht allein in dem anatomischen Bau und den Lebensäußerungen sich nahe stehen, sondern daß auch die inneren Vorgänge, die Zellen, die Lebensprozesse selbst sich mehr oder minder gleichen und einen typischen Entwicklungsgang aufweisen müssen. Wenn wir also die Zellen der verschiedensten Thiere unter einander vergleichen könnten, so müßte man auch eine natürliche Entwicklungsgeschichte der Zelle schreiben können; denn wenn die Thiere als Ganzes eine Umformung erfahren, erleiden auch die Zelle eine solche. Heute sind wir nicht in der Lage, solch ein Unternehmen durchzuführen; bei den bestbekannten Organismen ist die Zellphysiologie der Organe ein unsicheres Gebiet und unseren Forschungsmitteln unzugänglich.

Setzt man an die Stelle des Wortes Zelle die Erforschung biologischer Eigenschaften der Organismen, so ist das Studium einer solchen Entwicklung in greifbare Nähe gerückt; die Organismen als solche sind äquivalente biologische Werthe, ob einzellig, ob vielzellig, ob aus homogenem Material oder differenzirten Zellen bestehend, so daß, was wir an ihnen erfahren, unter sich vergleichbar ist.

Der aufmerksam gefolgt ist, wird gesehen haben, wie wir logischer Weise durch die Beobachtungen der Lebensäußerungen der Organismen zu Schlüssen auf die innersten Vorgänge in den Zellen geführt worden sind. Die Frage nach der Werthung von Materie und Energie im Haushalt des Lebens hat uns bewiesen, daß wir hier einer Entwicklungsgeschichte der lebenden Substanz, der Grundmaterie alles Lebens gegenüberstehen.

Gewiß: noch ist nicht Alles auf diesem Wege geklärt; manchmal sind wir noch gezwungen, über Unvollkommenheiten hinwegzusehen. Das Rädenhafte liegt nicht in der Unmöglichkeit der Beweise, sondern in dem Umstand begründet, daß man bis jetzt die eminente Bedeutung, die vergleichend physiologische Erforschungen der energetischen Verhältnisse der mittleren Lebensdauer, der Tragzeit und ähnlicher Erscheinungen bei verschiedenen Organismen haben können, gar nicht geahnt hat. Was wissen wir nun über die Eigenschaften der lebenden Substanz, wodurch wir die Möglichkeit gewinnen, uns eine Vorstellung davon zu machen, daß eine Allen gemeinsame Grundsubstanz sich zu verschiedenen Klassen, mit verschiedenen energetischen und sonstigen Eigenschaften umgestaltet hat? Man wird da zunächst Antwort auf die Frage verlangen: Was ist denn das Lebende im Gegensatz zum Toten, wie sieht das Lebende, vom Standpunkt der Mechanik der Atome beurtheilt, aus? Man will auch wissen, wie denn der Anfang gewesen ist, von dem man die Entwicklung zu rechnen habe. In diesen beiden Punkten verlagert unsere Kenntniß. Die Formel des Lebens kennen wir nicht, und wann der Forscher geboren wird, der sie uns entwickelt, wissen wir nicht. Was wir aber erkannt haben, ist trotz Alledem nicht wertlos. Wir können eine Fülle von Angaben über die besonderen Eigenschaften der lebenden Substanz bieten; mehr, als man bisher wußte. Unsere Stellung ist wie die des Chemikers, der eine Reihe von Eigenschaften eines Stoffes kennt, seine Reaktionen auf andere Körper, dem aber noch die Strukturformel seiner

Substanz unbekannt ist. Die Unkenntnis der Stereochemie des Zuckers hat uns Jahrzehnte lang nicht gehindert, von seinen chemischen Eigenschaften eingehenden Gebrauch zu machen und seine Beziehungen zu anderen Körpern zu verstehen.

Auch wir müssen zunächst noch das Lebende durch seine Reaktionen charakterisieren; nur sind unter diesen Reaktionen biologische Erscheinungen zu begreifen.

Es ist unverständlich, wie man in der Neuzeit immer wieder das Bestreben betont, das Lebende ausschließlich der Erscheinungsweise des Leblosen unterzuordnen und in dessen Formen zu zwingen. Wozu ist es notwendig, in infinitum nach Parallelen aus dem Gebiete der unbelebten Natur zu suchen? Auch wer das Warten an Kraft und Stoff gelten läßt, darf in dem Lebenden eine Naturerscheinung für sich sehen. Lebende Substanzen sind „Körper“ oder „Verbindungen“ besonderer Art, die deshalb auch ein eigenartiges Studium erfordern und ein ungeheures Arbeitsfeld, noch frisch bebaut, darstellen. Es wäre denkbar, daß der Tag von der Erhaltung d. r. Energie Weltung hätte auch für belebte Systeme, sagt Ferry, und daß diese dennoch sich unserer Mechanik entzögen.

Das Lebende reagiert auf Reize, es zeigt Reaktionen, wie jede andere aus Materie geäußte Verbindung; diese sind sogar sehr mannichfach und vor Allem spezifisch. Sie erschöpfen sich nicht in den Veränderungen durch Wärme- und Rütteeinflüsse oder in den Umformungen, welche dem Organismus einbelebte Substanzen erfahren, und in ähnlichen direkt dem Geschehen in der unbelebten Welt analogen Erscheinungen. Der komplizierten Konstitution der lebenden Materie entsprechen besondere Eigentümlichkeiten, die andere Verbindungen gar nicht äußern können. Das Lebende zeigt Anlagen der Vererbung, der Degeneration bei Nichtgebrauch von Funktionen, Hebung der Qualität durch Übung, Erinnerung, Reaktion auf mechanische Reize, auf Lichtwellen und auf elektrische Einflüsse, es zeigt blitzschnelle Umsetzungen und langsame, auf Jahre ausgebehnte und nach Hunderten und Tausenden von Generationen auf tretende Akkommodationsvorgänge.

Die biologische Reaktion, die Reaktionen des Lebenden, sind Erscheinungsgruppen, die, aneinandergesüßt, das Ganze geben, aber für sich selbst wieder so viel Einheit besitzen, daß sie akkommodierbar und transferierbar sind. Jede einzelne dieser „Reaktionen“ hat zweifellos ihre besonderen materiellen und energetischen Grundlagen, die sich immer weiter in die Einzelheiten auflösen lassen; ihr Studium ist aber auch an sich für den Biologen unentbehrlich. Neben den spezifischen Lebensreaktionen findet man im Organismus natürlich zahllose Vorgänge, auf die unsere anderweitigen Erfahrungen an unbelebten Stoffen sofort und in vollster Allgemeinheit anwendbar sind, so, zum Beispiel, bei den vorbereitenden Arbeiten des Aufbaues der lebenden Substanz, beim Aufbau der Spaltprodukte, bei der Resorption und Sekretion und so weiter.

Für unsere Betrachtungen handelt es sich darum, aus der Vielheit dieser Erscheinungen die biologischen Eigenschaften der belebten Substanz herauszulösen, welche die gemeinsamen Grundlagen und die Vorbedingung und allgemeinsten Voraussetzungen des Belebtheins sind; und hierüber kann man in der That schon heute Auskunft geben.

Ich bin davon ausgegangen, daß Kraft und Stoff in der belebten Welt keine anderen Werthe sind als in der unbelebten. Gestützt auf diese bewiesenen Thatfachen, habe ich die Lebenserscheinungen in ihren Beziehungen zur Materie und Energie untersucht. Materie und Energie der Nahrung sind für die lebende

Substanz trennbare Dinge und werden auch, jede für sich, zu besonderer Funktion verwandt. Die konsequente Scheidung der materiellen und energetischen Bedeutung der Nahrung hat sich als ein fruchtbares Mittel erwiesen, den Lebensvorgang in seine wichtigsten Grundprozesse zu zerlegen.

Wie auch Bakterien, Hefen, Wirbellose und Wirbeltiere in dem chemischen Aufbau ihrer Zellen und deren spezifischer Lebensfähigkeit verschieden sein mögen: zwei Grundreaktionen, unlösbar verbunden, zeigt alle lebende Substanz. Zunächst den durch Energiezufuhr dauernd unterhaltenen Kreisprozeß, der mit Verlust von Energie durch Arbeitsleistung oder Wärmeproduktion endet. Daneben haben wir den fermentativ wirkenden Zustand der Bioten, der den Nahrungstoff spaltet, die Energieübertragung auf die lebende Substanz unter gleichzeitiger Hemmung der Fermentäußerung, den Verlust an Energie und die Wiederkehr fermentativer Wirkung und so weiter als Einzelstadien dieses Kreisprozesses bezeichnet. Alles, was Lebensäußerung zeigt, hat diesen energetischen Prozeß als Voraussetzung: die ruhende, die arbeitende und die wachsende Zelle. Diese Eigenschaft muß also auch die lebende Substanz gehabt haben, aus der in der Entwicklungsreihe die weiteren Lebensweisen sich herausgebildet haben. Der energetische Umsatz bei allen Nachkommen ist als Variation primärer Eigenschaften der lebenden Substanz zu betrachten und läßt sich tatsächlich nach Maßgabe unserer Erfahrungen unter den jetzt lebenden Tieren als eine Anpassung an bekannte Größen funktioneller Leistungen betrachten.

Wird irgendeine Zelle oder ein Organismus durch Variation der äußeren, uns bekannten Lebensbedingungen auf die selbe Leistung im biologischen Sinne zurückgeführt, dann verläuft diese Lebensreaktion so gleichmäßig, so gleichförmig, daß die selbe Summe von Energie diese Arbeit bestreitet. Die Art der Arbeit, im Sinn der inneren Struktur der lebenden Substanz betrachtet, muß die selbe sein, wie auch die Organdifferenzierung sein mag und wie sich die übrigen äußeren Formen und Lebensähnlichkeiten der verglichenen Organismen gestaltet haben mögen. Die innere Ähnlichkeit der Arbeit der lebenden Substanz ist eine viel weitergehende als die äußeren Eigenschaften der Organismen.

Die energetisch arbeitende Gruppe ist ein untrennbarer Teil der kleinsten Lebensinheit, der Bioten der einzelnen differenzirten Zellen.

Die ungeheuren Ungleichheiten im Energieverbrauch zwischen der stoffspaltenden Kraft einer Bakterienzelle und dem Umsatz der größten Säuger sind nur Variationen der selben Reaktion, die sich der durch die Existenzbedingungen verlangten Mehr- oder Minderarbeit angepaßt hat. Damit ist auch ausgesprochen, daß mit Bezug auf den energetischen Kreisprozeß nicht die geringste Schwierigkeit sich ergibt, eine gemeinsame Entwicklungsreihe und Verwandtschaft der verschiedensten Tierespezies anzunehmen.

In diesem energetischen Kreisprozeß von quantitativer so weitgehender Akkommodation liegt das Triebwerk des aktiven Lebens. Ehe die lebende Substanz nicht Energie aufgenommen hat, empfindet sie nicht, macht keine Wahrnehmung; sie lezerniert, bewegt sich und wächst nicht. Leben kann auch latent werden, es kann aber nur wieder geweckt werden durch Energieaufnahme und Funktionieren des Kreisprozesses, der eine Veränderung der Molekular- und Atomgruppierung herbeiführt. Die Energiezufuhr ist also das Pneuma und der Aether, die Anima der Vorstellungen der Alten. Die zweite Grundeigenschaft aller lebenden Substanz, so weit sie erforscht ist, besteht in einem ständigen Verlust N-haltiger Substanz, der auf ein Zugrunde-

gehen lebender Substanz und auf Verlust durch Leistungen der lebenden Substanz (Sekretionen, Fermentbildung), bei denen Eiweiß oder Ähnliches verbraucht wird, zurückzuführen ist. Die Reaktion zwischen materiellen und energetischen Funktionen ist, so weit man heute sehen kann, konstant; Beide zusammen sind eben das Leben. Ein kleiner Bruchtheil, etwa ein Hundstundzwanzigstel von der Gesamtenergie, die aufgenommen wird, genügt für die materielle Leistung des Lebensvorganges; aber dieser winzige Bruchtheil ist eben so nötig wie die große Masse des energetischen Bedarfes, denn er ist eben die spezifische Organfunktion und die differenzierte Zellarbeit.

Als notwendiges Korrelat der fortwährenden Herstellung lebender Substanz ist der Wiederaufbau einzelner Bestandtheile zu betrachten, der von einzelnen Elementen der Zellen ausgeht, aber keinen echten Wachstumsprozeß darstellt, sondern nur die lebende Substanz einer Zelle auf gleicher Masse zu halten bestrebt ist: die Rekonstruktion.

Der Hauptaufwand, der im Leben gemacht wird, ist der für den kontinuierlichen Betrieb des energetischen Kreisprozesses. Das ist das wahre Äquivalent für das Lebensein überhaupt, für die Existenz aktiven Lebens und für die Masse der Energie, um die das Lebende höher steht als der unlebende Nährstoff.

In diesen eben geschilderten grundlegenden Vorgängen ist Alles vereinigt, was wir als den einfachsten Lebensvorgang im sogenannten Gleichgewichtszustand betrachten können.

Auf der tiefsten Stufe des Lebens haben wir die Einzelligen, die mit außerordentlich großem Energieverbrauch ausgestattet sind; ein Armaterial, aus dem sich recht wohl die weiteren Wesen haben entwickeln können.

Die Richtung, welche die Größe der Leistung in lebender Substanz bei weiterer Ausbildung von Lebewesen genommen haben muß, liegt klar zu Tage.

In der quantitativen energetischen Leistung wurden die Metazoen nicht auf eine höhere Stufe gehoben; im Gegentheil: das Wesentlichste, was sich weiter vollzogen haben kann, trägt den Charakter einer Einschränkung dieser urwüchsigen Zersetzungskraft der Einzelligen.

Die Momente, die zu einer Veränderung der energetischen Umsetzung führten, sind relativ einfach. Die größte Variation bedingt vor Allem die Massenzunahme, durch die der Energieverbrauch auf die mannichfachen Stufen gestellt werden kann. Die Zunahme der Masse eines Organismus ist zweifellos ein maßgebender Fortschritt in der Entwicklung. Die Mehrzelligkeit findet man schon periodisch bei Einzelligen durch gelegentliche Anlagerung. Hat sie gewisse Stufen der Masse erreicht, so zeigt sich durch Verminderung des relativen Nahrungsverbrauches eine steigende Ökonomie der Nahrungsmittelverwendung und wahrscheinlich allgemein hierdurch auch das Prinzip der Lebensverlängerung.

Die höchste Stufe erreicht die Organisation bei den Warmblütern, hier besonders auch in intellektueller Hinsicht. Mit der gleichmäßigen Temperatur gelangen Perception und Empfindungen zu voller Gleichmäßigkeit der Leistungen und klimatischen Schwankungen steht der Warmblüter unabhängig gegenüber. Die Angledigkeit wird das Unterpfand der Sammlung von individueller Erfahrung und Intelligenz.

Bei meinem Versuch, den allgemeinen Zusammenhang vom Kleinsten bis zum Größten zu erklären, bleibt Manches ungelöst. Wenn es aber auch nur gelungen sein sollte die Ueberzeugung zu festigen, daß wieder ein Stück des Mystischen,

daß unser Leben umgiebt, gefallen ist, so wäre immerhin der Zweck meiner Betrachtung voll erreicht.

Und nun noch zur Schilderung des Verbeganges des individuellen Lebens. Am Einfachsten verläuft das Leben bei den Einzelligen ohne sexuelle Differenzierung; begrenzt ist bei ihnen die Zellengröße durch die Masse und Eigenschaften des Kerns. Die Menge des in der Zeiteinheit neugebildeten Zellmaterials aber wird bestimmt durch die energetische Leistung der lebenden Substanz und den Wachstumsquotienten. Bei Einzelligen ohne sexuelle Fortpflanzung ist der Wachstumsquotient, günstige Ernährungsverhältnisse vorausgesetzt, konstant; sie könnten daher die ganze Welt mit ihren Massen füllen.

Komplizierter ist die Entwicklung bei den sexuell differenzierten Zellen. Auch hier hängt die Zellgröße, die innegehalten wird, von der Kerngröße ab. Das wichtigste Merkmal ist aber hier die Begrenzung des Wachstums, das Entstehen von Zellenagglomeraten von ungeheurer Ausdehnung, aber mit genau begrenzter Endgröße des Individuums. Dieser Effekt wird erzielt durch ein mehr oder minder langdauerndes Massenwachstum, wobei der Wachstumsquotient nicht konstant bleibt, sondern eine fortwährende gleichartige Verminderung erfährt.

Die vielseitigsten Eigenschaften in biologischer Hinsicht hat die lebende Substanz nach der Befruchtung. Die Wachstumeigenschaft entsteht durch die Befruchtung. Bei den ersten Teilungen haben die Zellen das Material zur Anlage der Organe; die Organzellen aber haben nur Wachstumsfähigkeit für die spezifische Organbildung.

Die Fortpflanzungszellen sind bei den Warmblütern und wohl allgemein in ihren energetischen Leistungen den elterlichen Zellen annähernd angepaßt. Der Akt der Befruchtung hebt die Zelleistung dann auf einen maximalen Wachstumsquotienten, der nun seine Funktion durch Aufsaug von lebender Substanz befristet. Der Befruchtungsgott wird also an sich schon entscheidend für die ganze weitere Gesamtentwicklung des Organismus bis zu den reifen Tieren, wenn auch nicht ganz allein entscheidend, da hierfür noch ein weiterer Faktor mit herangezogen werden muß: die Intensität des relativen Energieverbrauches. Da wir aber diese immerhin in Abhängigkeit vom mütterlichen Organismus sehen, kommt der Befruchtung unter diesen Umständen doch die größte Bedeutung zu.

Das energetische Wachstumsgebot leitet nach der Geburt die Tiere zu ihrer definitiven Größe. Der Kreislauf neuer Leistungen kann nach dem Fortpflanzungsakt beginnen.

Wie sich aus den kleinsten Ursprüngen größere Formen bilden und wie sich diese Formen auf bestimmte Größen beschränken, haben wir nun auf die allereinfachsten Annahmen zurückführen können.

Die Degeneration der Wachstums substanz ist unvermeidlich. Nach der Jugendzeit beginnt der innere Verfall erst langsam; später beschleunigt er sich. Jeder energetische Akt und Energieumsatz bringt das Wesen seinem Lebensende näher. Zur Zeit der menschlichen Pubertät haben wir ein Viertel, bei Schluß der Wachstumszeit ein Drittel der Leistungsfähigkeit der lebenden Substanz erschöpft.

Wir als Menschen sehen auch inmitten der Natur:

Gleich wie Blätter im Wald,

So des Menschen Geschlecht:

Dies wächst und jenes verschwindet. (Homer.)

Wir sehen rings um uns Vertrautes. Was um uns lebt, ist im Wesen

gleich dem eigenen, ein großes Ganzes, ein Zusammengehöriges. Wer will bedenkerlich finden, ein Theil dieser Welt des Lebenden zu sein? Saum und still schreitet die Arbeit Tag und Nacht in der Werkstatt des Lebens weiter; hier formt sich ein Thier, dort eine Pflanze. In jedem kleinsten Wesen liegt nicht weniger der Wunderarbeit als im größten. Zwingt uns die Natur nicht wieder zu sich, wenn sich junges Leben hebt und mehrt, in froher Frühlingesfülle das Leben triumphirt und im Mitfreude an dieser schaffenden Gewalt uns neue Lebenslust und Hoffnung und Thatenlust befeelt? Wir sollen mit und in der Natur leben. Einmal wieh es für uns Alle Herbst und Winter. Wir fallen wie welke Blätter vom Lebensbaum; ein natürliches Ereigniß; und doch, wie sehr sträubt man sich, auch dieses Ende alles Lebens auf sich zu nehmen!

Was hat man auf diesem Gebiet sich nicht für verschiedene Mühe gegeben, um die Natur zu anderen Leistungen zu zwingen! Aber weder Medicamente, Geheimmittel, Injektionen und abenteuerliche Kuren haben jemals Erfolg gehabt noch werden sie je die Naturgesetze umstoßen. Alle Mittel, alle Versuche, unsere alternden Zellen mit verjüngender Kraft zu versehen, sind eitel; nichts kann den Verfall hemmen. Nur die Befruchtung vermöchte neues Leben zu schaffen. Diese Hilfe ist uns aber versagt; sie gilt nur den Fortpflanzungszellen, der neuen Generation, der Zukunft.

Wozu denn klagen um den unvermeidlichen Tod?

„Es ist des Menschen würdig, was im Lauf der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen.“ (Wilhelm von Humboldt.) Und haben wir denn als Menschen irgendeinen Grund, mit unserem Geschick unzufrieden zu sein? Wir theilen mit allen jeguell Differenzirten das Loß der Sterblichkeit. Aber wenn wir unsere Existenz mit dem der uns doch sonst nahestehenden Säuger vergleichen, so sehen wir, daß unsere Lebensgrundlage eine außerordentlich bevorzugte ist, daß unsere lebende Substanz eine viermal so große Lebensfähigkeit besitzt, daß wir also einer erstaunlichen Langlebigkeit uns erfreuen.

Die Natur hat uns nicht nur den Tod gegeben, sondern auch die Fortpflanzungskraft; in den nachkommenden Generationen leben wir weiter, verjüngt, aber auch zu allen Leiden und Freuden bestimmt, die uns zu Theil geworden sind. Jeder giebt von seiner geistigen Errungenschaft ein Erbe weiter; der Eine durch Erziehung und Belehrung oft nur im engen Kreis, der Mann der Wissenschaft, indem er, was er erworben, der ganzen Welt zum Geschenk macht. In einem Kulturvolk stirbt kein Gedanke; wenn er Allen zu Gebot steht, wird das Errungene auf den geistigen Boden verpflanzt, der zur weiteren Entwicklung der geeignetste ist. So wird alles Wissen stets neu geprüft und gewinnt an Richtigkeit und Sicherheit. Der geistige Fortschritt und die Erkenntnis der Wahrheit ist so sicherer gestellt, als wenn Alles nur engeres Erbe der Kinder wäre. Seien wir also dankbar für die Gabe der Natur, für unsere Langlebigkeit; und mögen wir stets bedenken, daß es in vielen Fällen nur an uns liegt, diese Gabe zu genießen, indem wir das Geschenk der Natur weise schonen und pflegen! Das ganze Geheimniß, sein Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht zu verkürzen. (Heuchtersleben.) Geben wir der Gesundheitspflege, was zu geben nöthig ist; dann wird das Leben arbeitsreich, froh, genussreich und lang sein. Und wenn dann die Sonne des Lebens sinkt, so werden wir sagen können: „Ich gehe froh zur Ruhe.“

Professor Dr. Max Rubner.

## Hermann Stehr.

Der neue Roman von Hermann Stehr ist bei S. Fischer in Berlin unter dem Titel „Drei Nächte“ erschienen. Bis zum Bekanntwerden des Romans „Der begrabene Gott“ erregte das künstlerische Schaffen Stehrs eher die Aufmerksamkeit Deterer, die erkannten, welche leidenschaftlichen Kräfte in diesem Künstler wirken, als den Dank der anspruchsvollen Genieser. Nicht ohne Berechtigung: denn diese Arbeiten tragen das Gepräge eines eigenen und beziehungsreichen Lebens, das die Gluth und Inbrunst der heißen Kämpfe um sein junges Werk für künstlerische Resultate hält. Dies ist eine beinahe regelmäßige Entwickelungserscheinung jedes bedeutsamen Sentiments, die natürliche Folge der nothwendigen Thatsache, daß die Seele des jungen Künstlers den Werth der persönlichen Beziehung zum Gegenstand überschätzt. Bis mit dem Wachsen einer starken Persönlichkeit aus dieser überreichen Beziehungsfälle das liebevolle Verständniß für das erwählte Material entsteht. Und mit ihm das weittragende Bedürfniß nach dessen Gestaltung. Darum bin ich wenig geneigt, an die lebendige Dauer frühzeitiger und allzu rascher Entwickelungen zu glauben; die organische Bewältigung der treibenden Leidenschaft, das blühende Chaos eines reichen Gemüthes bedürfen nothwendig der Zeit. Der fruchtbare Ordnungssinn, dieser wunderbare Takt für das Erforderliche im Aufnehmen, der jeden Künstler auszeichnet, erfordern zu ihrer Vollendung innere Erfahrung und Gelegenheit, zu vergleichen.

In diesem Sinn gehört das Schaffen, das den beiden großen Romanen Stehrs vorangeht, in seine Entwickelungszeit. Aus der Fülle ungeordneter und phantastischer Eindrücke blinkt oft das ruhige Leuchten einer frühen Erfüllung und ich glaube, daß Vielen, die vielleicht persönliche Beziehungen zu manchen Geschehnissen dieser Werke haben, starke und tiefe Eindrücke daraus bleiben werden. Zum Besten aus jener Zeit gehört die kleine Erzählung „Das letzte Kind“, die, legendenhaft verwoben, mit der herben Süße eines alten Märchens die Himmelfahrt einer Kinderseele darstellt, die der Schmerz der Eltern in ihr ewiges Licht trägt. Dieser Schmerz ist von so wilder, beinahe fanatischer Inbrunst, daß seine Wirkung überwältigt wie ein fürchtbares persönliches Unheil. Es klingt wie lautes, stürmisches Weinen aus den Seiten, die Worte sind ganz durchtränkt von übergroßer Traurigkeit und schneidend wirkt der allzu herbe Kontrast zwischen der lichten Freude des entschlafenen Kindes, das an der Hand eines freundlichen Engels das Thor des Himmels findet, und dem irdischen Jammer der verarmten Mutter, deren Glend Niemand heilen kann als der Tod, der es bereitet.



Später erschien „Der begrabene Gott“. Hugo von Hofmannsthal war der Erste, der in irgendeiner Tageszeitung eine unkritische Kritik von so haltloser Begeisterung veröffentlichte, daß auch die Hartmosesten mißtrauisch wurden. Und doch hatte er Recht. Nur war er mit den empfangenen Eindrücken von sympathischer Hilflosigkeit; aber er brauchte einmal als Vergleich ein schönes Bild, das ich nicht vergessen habe. Er sah eine vom Kampf verwüstete Straße, deren Bäume bis an ihre Kronen mit Blut bespritzt waren, und unter ihnen die erstarrten Angesichter vieler Toten, über die hin ein heller Frühlingdmorgen seine Sonne goß, durch junges Grün, aus dem der unbeirrte und liebliche Gesang der Vögel scholl. Ein Lächeln dieser Wahrheit ruht über dem „Begrabenen Gott“, Etwas von jener barmherzigen Unbeirrbarkeit der Natur, die oft so unbarmherzig scheint. Eine Herzenssachlichkeit der Darstellung, die allerdings eigentlich eine Kraft des Schaffenden ist, die vorausgesetzt werden darf, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt. Der entscheidende Werth dieses Romanes aber liegt darin, daß Stehr darin gelungen ist, den Beziehungsreichtum seines Gemüthes zum ersten Mal in der Gestaltung eines Charakters in große, bedeutsame Zusammenhänge zu bringen. Die früher an das Beliebige beinahe vergeudete Leidenschaftlichkeit seiner Gestaltungskraft erschuf hier künstlerisch vollkommen die Geschichte eines Menschendaseins, eingefügt in das gesetzmäßige Walten des Weltwesens, ein Menschenschicksal im großen Sinn, weil alle Erlebnisse psychologisch nothwendige Folgen der Wesensbeschaffenheit der Heldin sind und weil alles Leid eine Folge des hohen Werthes dieses Daseins ist, das im Tod eine neue, ewige Hoffnung beschließt.

Der neue Roman nun, der „Drei Nächte“ heißt, ist die Jugendgeschichte eines Außergewöhnlichen, der sein Schicksal, von frühesten Kindheit an, in drei langen Nächten einem Freunde erzählt. Was außerhalb dieser Erzählung liegt, was sie einleitet und ausführt, ist eher gefälliges Beiwerk, das eine äußerliche Situation schafft, als daß es in engerem Zusammenhang mit den Berichten des Helden steht. Aber seine Erzählung selbst ist das Vollkommenste, was in unserer Zeit über die Entwicklung eines Knaben zum Mann geschrieben worden ist. Wie Viele haben es nicht versucht! Wie Manches verdanken wir den Besten unter ihnen! So Emil Strauß, dessen „Freund Hein“ wir lieben, und Hans Brandenburg, der uns den „Erich Westenkott“ geschrieben hat. Aber in den meisten dieser Geschichten einer Jugend ist die umständliche Ausführung entweder belanglos oder Alles ist mit beharrlicher Tendenz von irgendeiner bestimmten Lebensanschauung aus einseitig gesehen. Die rührende und schöne Knabengestalt des „Freund Hein“ steht schon tief in den Schatten des Todes, als die ersten Lebenskräfte sie bestürmen, und „Erich Westenkott“ flüchtet in eine tödliche Blinddarmentzündung, bevor die raschen Blüthen seiner Jugend ihm den ganzen Beziehungsreichtum seines lieben Wesens offenbart

haben. Bei Beiden (und bei den meisten ihrer Leidensgefährten) ist eine Lebensunfähigkeit aus hoher Tugend, mit einem bezwingenden Lächeln des Autors an den Leser, viel eher vorausgesetzt als bewiesen. Unfruchtbare und zuletzt schicksallose Künstlernaturen sind dargestellt; und gewiß läßt sich da eine Fülle von Leben und Leiden der Kindheit offenbaren, aber auch nicht viel mehr. Und meist sind wir gezwungen, Werth oder Nothwendigkeit der einzelnen Erscheinungen einfach deshalb zu glauben, weil keine Lebensdauer sie und in Schicksal und Vollendung bestätigt.

Wie aus den umbunkelten Farben und aus den lichten Rebellen, die die wehenden Grenzen der Vergangenheit verhüllen, hebt das junge Dasein des Knaben sich aus der Erinnerung des Erzählenden in Stehrs Roman. Es ist wunderschön, mit welchem Takte des Stils der Autor vermeidet, das Halb-bewußtsein und die traumhafte Versunkenheit des Kindes aus dem Bekannten zu ergänzen. Das Bewußtsein und das Verständniß für die Kindlichkeit ist ein Vorrecht der Gereiften, keine Eigenart einer ungetrübten Jugendlichkeit. Und so, ganz benommen vom einfältigen Licht des Erwachens, öffnen sich in diesem Buch langsam zwei Kinderaugen über den Schmerzen der Erde. Die sterbende Schwester, selbst noch ein Kind, schläft für den erstaunten Knaben über den Blütenkränzen ein, die sie für ihr gemeinsames Spiel gestochten hatte. Für den Knaben ist es nicht der Tod. Nur die blaffen Hände der müden Schwester ruhen aus in den Blumen, wie die gebrochenen Blumen in ihrem Schoß ruhen, und ihr geneigtes Gesicht über Beiden erduldet den Frühling, wie ihn die Blüten erduldet haben. Auch im Sarg noch schläft für ihn die Schwester; und dies Bewußtsein begleitet ihn treu durch den schmerzhaften Sturm und durch die bitteren Kämpfe seiner wilden, dunklen Jugend. Ueberall, mit seiner schüchternen und gescholtenen Sehnsucht, wacht seine Schwester wieder für ihn auf. Die warme Innigkeit und die helle Lieblichkeit dieser Darstellungen kann ich nicht schildern, auch nicht die Meisterschaft, womit der Künstler langsam die tiefen Schatten des ertöbten Verhängnisses über das Licht der ersten scheuen Hoffnungen heraussteigen läßt. Es sind der dunkle Groll und die leidenschaftliche Bitterkeit der Großmutter, die schon seinen Eltern und nun auch ihm das Dasein verfinstern. Der Einsalt der Eltern erscheint der Geist der Gestorbenen als verhängnißvoller nächtiger Spuk; der reisende Knabe fühlt bald, daß das Erbtheil der Toten ihm tief im Blut wirkt. Er weiß, wie sie einst nach einem Leben voll grausamster Enttäuschungen begraben wurde: „Sie lag ja nicht ergeben, wie Andere, da unten, sondern zu Allem bereit mit lauernnd weiten Augen, das Kreuz wie einen Hammer in der gefausteten Hand, hockte sie gleich einem argwöhnischen Wächter in ihrer Erdnische und verfolgte Alles mit unbestechlich bitteren Augen, was oben im Licht vorging.“ Mit seiner Hellköpfigkeit für die Abhängigkeit vom empfan-

genen Blut läßt Stehr diese grauenvollen, ungeschlossenen Augen der Toten auf der Lebenskraft und auf dem Thatendrang des Heranwachsenden ruhen. Meisterlich glüht dies äußere Bild auf im Licht der tieferen Wahrheit, die es verkündet. Unter den zornig fordernden Augen dieser vom Leben grausam Enttäuschten scheint keine Freude und kein Erfolg sich dem reichen Herzen ihres Erben gesellen zu wollen. Und dennoch lebt er seine schwere Jugend im unerkannten Segen der verfühnenden Kraft der Natur. Seine empfindsame Seele wird durchplägt von jeder Bitterniß, die ein reiner Sinn und ein aufrichtiges Herz nur immer erdulden müssen, und wächst darunter. Die kluge, einfache und klare Art der Darstellung, deren Raß und Takt zum künstlerisch Vollkommensten gehört, was ich kenne, verleiht allen Erscheinungen eine tiefe, warme Eindringlichkeit und Fülle, die immer ohne Rückhalt unserem Herzen begegnet. In diesem Verständniß für das Wesen seines Materials, der Sprache, steht Stehr einem Theil der neuen Generation mit einer Unabhängigkeit und Kraft gegenüber, die in ihrer ruhigen Größe beinahe vernichtend ist. Gabriele d'Annunzio ist der schillernde Höhe, der, über das Hemmniß der fremden Sprache hinweg, seinen falschen Prophetengeist verwirrend über die allzu Empfindsamen schickt. Das Unheilige seines Könnens werden nur die Stärksten erkennen, deren Halt im Glühen des eigenen Herzens ruht. Dieser leidende Meister der Selbsttäuschung lehrte den Redestrom über das Herz hinführen, statt ihn hindurchzuleiten. Den sichersten Beweis für die innere Untreue dieses Entflammten bieten seine geradezu schmerzhaften Gesichtslosigkeiten, die wie ein grelles Kreischen keine gut verkappten Entgleisungen meistens dort verathen, wo sein flackernder Uberschwang einer Vollendung harret. Ich erwähne ihn bei dieser Gelegenheit, weil ich in Hermann Stehr den stärksten Gegensatz zu solcher Wesensbeschaffenheit erblicke. Stehr wird im Bezeichnenden seiner Art nie Nachahmer finden. Manches läßt sich erkennen, nur eben Gemüth nicht. Dieser Besitz in aller hellen Herrlichkeit großen Verstehens ist Stehrs einsames Vorrecht in unserer lauten, raschen Zeit. Ruhig führt er die kühnste Hoffnung über die tausend Möglichkeiten, die das Wesen seines Helden giebt, zu ihrem nothwendigen Beschluß. Er wird Alles gut hinausführen: Das ist unsere Freude und unser reicher Genuß schon nach den ersten Schönheiten, die wir finden. Eine selige Ahnung begleitet unseren suchenden Sinn durch dies Buch, durch dessen klare Traurigkeit ein Zittern jener lichten Wunder geht, die hinter der Menschenfinsterniß blühen. So war es immer schon; so wächst der Mohn im Korn; so schallt der Gesang der Vögel am Morgen; so tröstet uns Ermüdete die blaue Nacht. Die reinsten Segnungen eines vollkommenen Kunstwerkes sind unser Theil.

Die herrlichen Gestalten der Eltern des Helden dürfen nicht unerwähnt bleiben; noch darfs die organisch wahre Art, in der die bürgerlich he-

schränkten Tugenden der Eltern im Sohn wiederkehren, aber hinübergehoben in den Bereich einer bewußten Seelenkraft. Was einst die ängstliche und charaktervoll beschwerte Furcht des Vaters war, seiner Bürgerpflicht redlich zu genügen, ist beim Sohn zum Verlangen geworden nach dem ewigen Bürgerrecht im Reich einer unbefleckten Unschuld des Herzens. Wandervoll ist die Gestalt der Mutter, die bis an ihren Tod, herb und treu, ein duldenes Kind, ihr Leid auf sich nimmt und ihre arme bittere Pflicht heilig spricht. Sie vermachte dem Sohn ihre besten Güter, ihren Kinderfinn und ihre fruchtbare Einfalt der treuen Liebe, aber auch den dunklen Gang, die Schatten der Vergangenheit auf jede neue Hoffnung zu leiten.

Eigenartig und bezeichnend für das Wesen des Romans ist die Thatsache, daß beim Helden die Beziehungen zur Frau beinahe als nebensächlich erscheinen. Rasch versunkene Andeutungen und eine kleine hoffnungarme Episode: Das ist Alles. Ueber das Ende des Buches schweift da der Blick in die Zukunft, die sein Held sucht, und läßt vermuthen, daß dieses Leben, wohlgeschickt zu jedem Kampf, in einem neuen Werk seiner Vollendung harret. Wir warten in Hoffnung.

Capri.

Waldemar Bonsels.



## Sey Richtigofen.

**E**in Mann hatte einen Kessel entliehen und gab ihn mit einem Loch zurück; vor dem Richter erklärte er dann: „Erstens habe ich überhaupt keinen Kessel bekommen; zweitens hatte der Kessel schon ein Loch, als ich ihn bekam; drittens habe ich den Kessel ohne Loch zurückgegeben.“ Die alte Geschichte ist in der Finanzkommission jetzt modernisirt worden. Die Konservativen sagen nämlich: „Erstens wollten wir den Werthzuwachs der Börsenpapiere nicht besteuern; zweitens haben wir den Antrag, den Werthzuwachs der Effekten zu besteuern, zurückgezogen; drittens wollen wir nicht den Werthzuwachs, sondern den Kurswerth besteuern.“ Das ist der Sinn des Antrages Richtigofen und Genossen. Das Echo, das er weckte, war laut genug. Börsen, Handelskammern, Bankierverbände haben ihre Gardien aufgeboten, um gegen die Feinde des mobilen Kapitals mobil zu machen. Zuerst erschienen die Kestten der Berliner Kaufmannschaft mit einer geharnischten Rede für die Dlynthier auf dem Plan. Die drastische Ablehnung des ersten konservativen Vorschlages, der die Namen Dr. Koeslde und Graf Westarp trug, scheint die Vorkämpfer für das ungetrübte Glück der hereditas jacens zu äußerstem Widerstand gereizt zu haben; denn der Antrag Richtigofen ist eine vermehrte und verbößerte Auflage des ersten Entwurfes. Der rechnete auf rund 50 Millionen Mark aus der Besteuerung des Werthzuwachses von Effekten. Der zweite Entwurf will 90 Millionen einbringen. Strafe muß sein. „Haben Euch 50 nicht gepaßt, so zählt

90.“ Zwischen Eins und Zwei lag ein Zeitraum von knapp vier Wochen; und am neunzehnten Mai wurde der Antrag Reichthofen mit einer konservativ-liberal-fordemokratischen Mehrheit angenommen. Das „Weisheit“ der Börse mag manchmal an die biblische Sage vom Reichen Jüngling erinnert haben; heute ist der Böhm recht ernst zu nehmen. Die bequeme und dilettantische Auffassung, daß der Horn der Börse unerschöpflich sei, war niemals schlechter begründet. Seit dem Jahr 1896 ist die Börse ein verflimmtes Instrument. Weil sie die Evolution des Kapitals, die Ergänzung neuer Werthe (und die Vernichtung bestehender) besonders sichtbar macht, sind die Augen stets nur auf diese eine Provinz des Reichthums gerichtet. Da heißt, sieht das Gold in die Erde; da muß die Schüssel hinhalten, wer Etwas ergattern will. In Wirklichkeit sind nur 15 Prozent des deutschen Volksvermögens in Werthpapieren angelegt; höchstens 15; mindestens 60 Prozent der Gesamtsumme von 350 Milliarden liegen in Grundbesitz und Hypotheken. Dazu kommen die Sparkassengelder, die etwa 11 Milliarden Mark betragen. Die werden eben so wenig von der neuen Steuer getroffen wie die Immobilien mit ihrem Zubehör. Nur ein kleiner Theil des deutschen Vermögens soll also die neue Last tragen. Aber gerade der Theil, in dem das stärkste Leben pulst. Herz und Gehirn des Wirtschaftskörpers. Und warum sucht man die Quellen der wirtschaftlichen Entwicklung zu verstopfen? Weil die Börse zu ihnen gehört und weil es verheißungsvoll ist, dem Jobbergesindel, den frechen Spekulanten, den Kursfälschern und Buchmachern ans Leben zu gehen, wo immer man sie packen kann.

„Die vorgeschlagene Besteuerung der Papiere lehnt sich genau an die in Frankreich als loi de transmission in Geltung befindliche Besteuerung an. Zwar soll der Umlauf der Werthpapiere gesahrt werden. Das geschieht aber, um Verwicklungen des Verkehrs zu vermeiden, in der Form einer quotifirten Abgabe. Der Aussteller der Werthpapiere soll jährlich einen nach dem Kurswerth des emittirten Kapitals zu berechnenden Steuerzins bezahlen, wobei der Kurswerth nach dem Durchschnitt des vergangenen Kalenderjahres festgesetzt werden soll. Der Aussteller soll dann berechtigt sein, den ausgelegten Satz von den Inhabern der Werthpapiere einzuziehen. Die einzig mögliche Gelegenheit dazu ist die Auszahlung der Zinsen und Dividenden.“ Der Kündler dieses Dohangeliums war Graf Westarp. Und die Behandlung der ausländischen Papiere? Der fremde Emittent soll im Inland einen Vertreter ernennen, der für die Erledigung der Steuerangelegenheit zu sorgen hat; wird diese Pflicht nicht erfüllt, so wird das Papier nicht zum Börsenhandel zugelassen; und für die nicht zugelassenen Effekten soll der Schlußnotenstempel verzehnfaht worden. Die Fiktion, daß es sich um eine quotifirte Besteuerung des Umlaufes handle, wird durch einen abgestuften Tarif aufrechterhalten. Die Höhe schwanken zwischen 1 und 5 Promille; die zum Börsenterminhandel zugelassenen Papiere werden höher besteuert als die per Kasse gehandelten. Diese feine Unterscheidung bietet die Möglichkeit, die in der Börsengesetznovelle gewährte Wiederzulassung des Termingeschäftes in ihrer Wirkung zu schmälern. Die Börsengegner schenken nichts: sie waren mal nett und kommen jetzt mit der Gegenrechnung.

Der Vergleich mit Frankreich ist gewaltsam herbeigezogen. Was geht uns Frankreich an? Sieht der deutsche Wirtschaftskörper wie der französische, die Berliner Börse wie die pariser aus? Werden in Paris 1200 Dividendenpapiere notirt wie in Berlin? Höchstens wird man uns nach russischem Muster besteuern. Weiter:

„Zwar soll der Umlauf der Wertpapiere gesaft werden: in Wirklichkeit aber wird er nicht gesaft.“ Er ist wirklich nicht das Steuerobjekt. Besteuert wird, Jahr vor Jahr, der Kurswert der an den Börsen notierten Papiere. Der hat mit dem Umlauf nur so weit zu thun, wie er durch ihn mitbestimmt wird. Nicht ausschließlich; denn der Kurs ändert sich oft, ohne daß nur ein Stück des Papiers umgefacht worden ist. Bei Nachfrage ohne Angebot und vice versa. Die Steuer beruht also auf dem Kurs. Sie trifft einen Segment aus dem Kreis des deutschen Volkvermögens; nur der Besitzer von Wertpapieren soll dem Fiskus steuern. Befreit von der Steuer sind die Renten und Schuldschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten. Dieses Privilegium soll dem deutschen Rentenmarkt nützen. Von der Höhe des „Kurswertes“ ist die Ergiebigkeit der neuen Steuer abhängig. Senkt sich die Quecksilbersäule am Barometer des Aktienhauses, so macht Fiskus schlechte Geschäfte. Ist aber klug, die Schuldschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten frei zu lassen? Warum soll ein Mann, der seine Spargroschen in Pfandbriefen angelegt hat, schlechter gestellt sein als der Besitzer von Reichsanleihe oder Konsols? Viele kleine Kapitalisten ziehen Schuldschreibungen der Hypothekbanken oder sicherer Industriegeellschaften unseren Staatspapieren vor. Fast sind wir ja so weit, daß wir für den Ankauf deutscher Anleihen Prämien gewähren müssen; ob dem Fiskus die Sonderbehandlung deutscher Renten Vortheil bringen wird, ist aber höchst zweifelhaft. Alte Lehre: verbotene Frucht schmeckt immer am Besten.

Auf beiden Seiten ist das vorausichtliche Ergebnis der neuen Steuer errechnet worden; natürlich ging man von grundverschiedenen Tendenzen aus. Die um Nichtsoßen wollen zeigen, wie hoch die Steuerreimer sich mit Dividendenmilch fällen werden. Die Geschädigten suchen den Umfang des Verlustes an Lebenskraft nachzuweisen. Zu den üppigsten Resultaten gelangten die Nationalökonomien des Centrums, die eine Heute von fast 200 Millionen Mark vom mobilen Kapital zu erwaffen hoffen. Die Anderen weisen nach, daß die Deutsche Bank etwa 1½ Millionen, die Diskontogesellschaft 960 000 Mark, die Dresdener und die Darmstädter Bank je 800 000 Mark, die Berliner Handelsgesellschaft etwa 600 000 Mark zu zahlen hätten. Unter solchen Ausgaben müßte die Dividende leiden. Die Aktienbank zahlt heute schon doppelte Steuer; durch das neue Gesetz würde die Last verdreifacht. Das trübe aber auch die im Portefeuille ruhenden Wertpapiere; man dürfte also mit Zug von einer sechsfachen Steuer reden. Den Rekord schaffe die dualistische Hypothekbank. Nämlich: dreifache Belastung des Aktienkapitals, einfache Besteuerung der Pfandbriefe, dreifache Abgabe auf die im Portefeuille liegenden Aktien und einfache Steuer auf die unter den Beständen geführten Schuldschreibungen. So zinst, zum Beispiel, das im Betrieb eines bayerischen Pfandbriefinstitutes arbeitende Kapital der Reichs- und Staatsklasse achtmal. Bayern hat noch keine „Einkommensteuer“ der Aktiengesellschaften und Aktionäre; die Doppelsteuer, die auch dort besteht, erscheint als Gewerbesteuer und Kapitalrentensteuer. Wie es um die Gerechtigkeit bei der praktischen Durchführung des neuen Planes bestellt wäre, davon kann man sich, auf Grund der (noch immer unzureichenden) Aktienstatistik, einen Begriff machen. Der für die Fixirung der Abgabe erforderliche Kurs soll durch ein Heer von Beamten festgestellt werden. Ist es möglich, in absehbarer Zeit ein Gremium von Leuten zusammenzubringen, die genügende Sachkenntnis besitzen, um wenigstens die ärgsten Mißgriffe zu vermeiden?

Und da man diese Leute anständig bezahlen möchte, ginge ein nicht geringer Theil der neuen Staatseinnahmen in Gehältern auf. Wo bleibt da die Pflicht zu strengerer Sparsamkeit? Daß die Notizung der Werthpapiere oft unregelmäßig ist; daß manche Effekten Wochen und Monate lang nicht notirt werden; daß das Wiedererscheinen des Kurzes vielfach auf Willkür und spekulative Wädhlerei zurückzuführen ist, die mit dem inneren Werth des Papiers und der thatsächlichen Entwicklung des Geschäftes nicht das Mindeste zu thun haben: Das kümmert unsere Steuerbilletanten nicht. Ihnen ist's um den Effekt zu thun. Details sind überflüssig; könnten Einen am Ende auf den Gedanken bringen: Was wir besteuern wollen, ist Schall und Rauch; ein Gebüde der Phantasie. „Wir wollen unmoralische Kurs-treibereien bekämpfen und wünschen doch von Herzen, daß die Steuer auf den Kurs guten Ertrag bringe.“ Das sind vespasianische Grundsätze. Theoretisch gegen die Unsitlichkeit der Börsenspekulation; praktisch zur Ausbeutung der Unmoral bereit.

Die „Notizung“ des Papiers ist die Voraussetzung für die Erhebung der Steuer. Gewiß. Und die Folge wird sein, daß die Zahl der nicht zum Börsenhandel angemeldeten Effekten, der „Papiere ohne Börsenkurs“, zunimmt. Sehr zum Schaden des Publikums, dem die offizielle Börsennotiz die Beurtheilung des Marktwertes ermöglicht. Der Aktienfabrikant würde das Auge der Zulassungsstelle nicht mehr zu scheuen haben; denn die Notizungssteuer liefert ihm den Vorwand, die Einführung der Papiere in den Börsenhandel nicht zu beantragen. Aber die Erfinder des neuen Enteignungsplanes haben ja auch an die Flucht vor der Börsennotizung gedacht; deshalb soll für die nicht zum Börsenhandel zugelassenen Werthpapiere der Schlußnotenstempel verhältnißmäßig werden. So ist vor jeden Nothausgang ein Posten gestellt. Trotzdem wird es gelingen, den Fiskus zu betrügen. Wo Der sich in wirtschaftliche Angelegenheiten eingemischt hat, gab's Gestank. Die Börse hat gewiß einen guten Magen; aber die neue Speise aus der Küche der Konservativen wird sie nicht verdauen. Und welcher starke Finanzmann in England, Amerika oder sonstwo wird noch auf eine Betheiligung der deutschen Börsen an seinem Emissionen Werth legen? Die Agrarier werden sagen: „Gut, dann bekommen wir keine fremden Effekten mehr ins Land und können den eigenen Acker ordentlich pflügen.“ Aber der Welthandel fordert von den Börsen, daß sie internationale Märkte seien; und die „finanzielle Kriegsbereitschaft“, von der die Konservativen sprechen, so oft sie gegen Börse oder Reichsbank Etwas vorbringen, bedingt das Halten eines ansehnlichen Stocks ausländischer Werthpapiere. Berlin möchte ohne die internationalen Beziehungen zur Rinnsteindörse herabsinken. Noch Eins: Wie stellt sich Herr von Rheinbaben zum Angriff der Brigade Nichtthofen? Die Aktiengesellschaften gehören doch zu den Lieblingen des preussischen Fiskus. Ende Oktober 1908 wurde der Entwurf einer neuen Gesellschaftsteuer vorgelegt. Die Regierung hat ihn einstweilen zurückgezogen und will erst bei der endgültigen Regelung der preussischen Einkommensteuer wieder davon reden. Herr von Rheinbaben wollte aus den Aktiengesellschaften den doppelten Steuerertrag ziehen. Wenn nun das Reich aber die letzten Fettsaugen von der Suppe geschöpft hat? Und Preußen ist nicht mehr der schmunzelnde Eisenbahrentner der Bonnejahre. Im Herrenhaus sprach der Finanzminister neulich: „Die finanzielle Situation in Preußen ist durchaus ernst.“ Durchaus. Soll trotzdem der Wirtschaftskörper unfähigen Kertzen ausgeliefert werden? Vadon.

## Dier Briefe.

**S**in Richter schreibt mir:

„Im Preussischen Landtag ist wieder einmal ein Justizminister einer beantragten Besserstellung der Richter und Staatsanwälte entgegengetreten. Kurz vorher war der sächsische Justizminister für seine (übrigens besser als die preussischen gestellten) Richter eingetreten und hatte sein Portefeuille damit aufs Spiel gesetzt. Und weshalb der Standpunkt des preussischen Ministers? Weil das Prinzip des Richterbesoldungsgesetzes entgegenstehe. Wie sieht denn nun dieses Prinzip eigentlich aus, das von den doch wohl dazu berufenen Richtern bisher noch keiner herausfand? Wortlaut, Begründung und Landtagsverhandlungen über das Gesetz geben nicht das geringste Recht zu der Deutung des Ministers. Und wenn dieses Recht bestünde: wählte es auch für immer bestehen bleiben? Nach der auf Einwände gegebenen ausdrücklichen Zusicherung der Regierung sollte das Gesetz vom neunundzwanzigsten Mai 1907 nur eine vorläufige Gehaltsregulirung sein (zum Zweck der Einföhrung der nur noch den Richtern vorenthaltenen Dienstaltersstufen), nicht eine Gehaltserhöhung, die eben so ausdrücklich mit der allgemeinen Gehaltsverbesserung in Aussicht gestellt war. Richter und Abgeordnete haben Das als ein ernstes Versprechen aufgefaßt, das die Schädigung von fünf Siebenteln der Richter und Staatsanwälte, die zum Theil nie den recht mageren Ausgleich auf den zwei obersten Stufen erreichen werden, annehmbar erscheinen ließ. Viele von diesen fünf Siebenteln sind auf ihrer jetzigen Stufe bis zu neunhundert Mark durch die zwölf- bis achtzehnmonatige Zurückdatirung im Gehalt geschädigt und eben so für den Fall der Pension. Eine nennenswerthe Mehrausgabe im Etat ist, wenn überhaupt, nur für das Uebergangsjahr erwachsen. Dennoch muthete man gerade Richtern zu, ein mit Schaden verbundenes Provisorium als ein gerechtes oder günstiges Definitivum anzunehmen und dazu erhöhte Steuern (mit Wegfall des Privilegs) zu tragen. Dabei ist die angebliche Gleichstellung anderer Beamten mit den Richtern im hellen Licht der Wirklichkeit eine wesentliche Besserstellung. Denn die anderen Beamten der Klasse 39 haben wesentlich kürzere Studien- und Vorbereitungszeit, gelangen viel früher zu kommissarischer und endgiltiger Anstellung, früher auch zum ersten und zu jedem höheren Besoldungsdienstalter mit entsprechender Pensionfähigkeit; sie haben Nebeneinnahmen und andere Vortheile, die mit ihrer Stellung zusammenhängen und die dem Richter mit Recht verjagt sind. Der Jurist braucht fast eben so viele Semester zum Referendar wie der Philologe zum Oberlehrer (in Sachsen und Bayern eben so viele); er hat fast täglich über Freiheit und Ehrlieh zu verantworten und mehrmals in jeder Woche bis in den Abend, oft bis in die Nacht hinein zu sitzen und sich mit gewandten Rechtsanwältin zu messen. So geht in jedem Jahr elf Monate lang. Daß die Richter schlechter als andere Beamten der Klassen 39 und 40 gestellt wurden, ließ sich also selbst mit dem Prinzip des Herrn Justizministers nicht rechtfertigen. Der Verlust (Gehalt und Wohnungsgeld) bezrug im Vergleich mit den Oberlehrern in den ersten siebenundzwanzig Jahren etwa für Richter und Staatsanwälte ungefähr fünfundsiebenundzwanzigtausend Mark. Seit ihrer Trennung von der Verwaltung, mit der sie völlig gleich hand, war die Justiz hart an die Grenze der Subalternbeamten gelangt. Unvollständigheit von dreizehnbesoldungsdienstalter, mit dem von den Richtern, Gehalt mit Un-



stand und mit offenen Augen in der Welt, die er beurtheilen soll, bewegen kann; diese Forderung war doch wohl nicht unbescheiden; der englische Richter bekommt nicht unter dreißigttausend Mark. „Mit Rücksicht auf die bevorstehende Verwaltungsreform“, doch mit rückwirkender Kraft, wollte man außer den Oberregierungsräthen und anderen gehobenen Räten (Klasse 30, 40) noch neue „gehobene“ Stellen von Regierungsräthen (je eine auf zwei andere) schaffen und den Inhabern sechs Hundert Mark pensionfähige Gehaltszulage geben. Warum nicht, mit Rücksicht auf die Reform des gesammten bürgerlichen Rechtes, auf die Civilprozeß- und Strafprozeßreform auch einem Drittel der Richter und Staatsanwälte? Etwas ist ja geschehen. Aber noch lange nicht genug. Und die consules werden sich zu fragen haben, ob sie mit ihren „Prinzipien“ nicht am Ende der Justiz alle brauchbaren Kräfte entziehen.“

Von Jagdinteressenten kam (vor der Herabsetzung des Stempels) dieser Brief:

„Auf der Suche nach Steuerquellen hat der preussische Finanzminister dem Abgeordnetenhaus einen Entwurf zur Aenderung des Steuergesetzes vom ein- unddreißigsten Juli 1895 zugehen lassen und darin auch eine höhere Besteuerung der Jagdpachtverträge und eine Erhöhung der Jagdscheingebühr vorge schlagen. Die Jahresjagdscheine sollen, statt, wie bisher, 15, künftig 22,50 Mark kosten, also um fünfzig Prozent erhöht werden. Frei von allen Gebühren sollen die Jagdscheine der Staatsforstbeamten und derjenigen Privatforstbeamten sein, die auf Grund des § 23 des Forstdiebstahlgesezes vom fünfzehnten April 1879 berechtigt sind. Wegen dieser Besteuerung und Erhöhung der Jahresjagdscheine müssen wir Einspruch erheben. Die Jagd wird nicht nur von reichen Leuten, sondern auch von vielen dem Mittelstand Angehörigen, von Ärzten, Anwälten, Industriellen und Gewerbetreibenden ausgeübt. Von Vielen wird die Jagd nicht als Sport, sondern zur Erholung und als Ausgleich und zur Erhaltung der im Kampf des Lebens übermäßig angestrengten Nerven benutzt. Schon aus diesem Grund sollte die Ausübung der Jagd nicht erschwert und breiten Schichten des Mittelstandes unmöglich gemacht werden. Fremden aber muß, daß die sehr wohlhabenden Kreise von dieser Gelderhebung völlig unberührt bleiben sollen. Privatjäger können nur von größeren Grundbesitzern und von reichen Leuten gehalten werden. Diese erreichen durch die Vereidigung auf das Forstdiebstahlgesez Beamteneigenschaft. Staat und Gesellschaft hat von der Haltung von Privatforstbeamten keinerlei Nutzen. Nutzen hat nur Der davon, der diese Beamten anstellen kann. Darum ist irgendein Grund zu freier Hergabe der Jagdscheine an diese Beamte nicht ersichtlich. Ist eine Erhöhung der Jagdscheingebühr im Interesse des Vaterlandes notwendig, dann müssen auch alle Jagdausübenden gleichmäßig herangezogen werden. Soast müßte man wirklich glauben, daß in unserem Vaterlande der Großgrundbesitz auf Kosten der anderen Stände besonders nachsichtig behandelt wird. Auch bedarf die Besteuerung der Jagdpachtverträge mit 10 Prozent bei Verträgen über 300 Mark, die dem Staat ein Einkommen von 1400000 Mark bringen sollen, der ernstesten Nachprüfung. In der Nachweisung wird die Summe von Jagdpachtverträgen auf 17938194 Mark für Preußen angegeben; davon sollen 3100397 für Jagden unter 300 Mark vorhanden sein, so daß 14837797 Mark der in Aussicht genommenen Besteuerung unterliegen. Die mit 17938184 Mark angegebene Summe stellt zweifellos nicht den vollen Pachtwerth der Jagden dar. Nicht eingeschlossen in diese Summe sind die Werthe für die Jagden der Großgrundbesitzer und der

Besitzer, die ihre Jagd nicht verpachtet haben. Soll eine gleichmäßige Besteuerung der Jagden erfolgen, so müßten die Jagdbezirke dieser Besitzer nach der in der Gegend für ähnliche Jagden bezahlten Preise mitveranschlagt und zur Besteuerung mit herangezogen werden. Es ist ein offenes Geheimniß, wie wenig gerade von Großgrundbesitzern an Steuern gezahlt wird. Bei der Veranlagung dieser Herren werden die Jagdverträgnisse, wenn überhaupt, mit den Kosten für die Haltung der Forstbeamten ausgeglichen. Der Privatforstbeamte ist aber nicht nur Jäger; seine Hauptthätigkeit gilt, wie die der Staatsforstbeamten, der Anlage von Forstkulturen, der Rungung der Schläge und Ähnlichem. Deshalb ist es auch nicht richtig, wenn die Jagdnutzung bei dem Einkommen der Besitzer nicht berücksichtigt wird. Will man aber von einem Jagdsport bei Jagdpächtern reden, dann soll man auch den selben Begriff bei den Besitzern und Großgrundbesitzern in dem selben Maß zur Anwendung bringen und auch hier diesen Sport besteuern. Wird in der selben Weise wie bei Pachtjagden der Jagdbesitz geschätzt, dann dürfte sich der Jahresbeitrag für Jagden auf etwa 35 000 000 Mark erhöhen. Aber noch andere Gründe sprechen gegen eine zehnprozentige Besteuerung der Jagdpachtverträge. Amlich wird nachgewiesen, daß die Jagden in der Nähe der großen Städte besonders hoch im Preis stehen, und sie werden als Luxusjagden bezeichnet. Jeder der mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß an die Nähe der Großstadt der Gewerbetreibende, der Arzt, Rechtsanwalt und Lehrer gebunden ist. Mangel an freier Zeit zwingt ihn, seine Jagd möglichst in der Nähe seines Wohnortes auszuüben. Da ist denn die Nachfrage nach Jagden größer als das Angebot und werden Preise gezahlt, die in keinem Verhältnis zum Jagdergebnis stehen. Der geringe Betrag wird namentlich dann eintreten, wenn der Jagdpächter ein heger und waidgerechter Jäger ist. Nur reiche Leute können sich weit vom Wohnort liegende Jagden pachten; und da die den Städten ferneren Jagdgründe im Verhältnis billiger sind, trifft die beabsichtigte Steuer den an die Dertlichkeit gebundenen, nicht so kapitaltätigen Jäger doppelt schwer. Gerade in diesen Kreisen aber finden wir einen sehr großen Theil waidgerechter Jäger. Schaltet man diese Männer durch unerfüllbare Steuern von der Jagd ganz aus, dann wird sie wieder, wie in mittelalterlicher Zeit, ein Vorrecht der oberen Zehntausend. Geradezu vererblich aber müßte die Besteuerung der Jagdpachtverträge wirken, wenn der gesetzlichen Bestimmung rückwirkende Kraft gegeben würde. Die Jagdpächter würden mit Recht für die Dauer ihrer laufenden Verträge die Zahlung der Steuern verweigern, namentlich da, wo die Jagdpachtsumme in gar keinem Verhältnis zu dem Pachtvertrag steht. Die Leidtragenden wären in diesem Fall die Verpächter, also meist Gemeinden.“

Der Brief eines Ingenieurs:

„In einer Zeit, da noch immer die Mär von den glänzenden Aussichten verbreitet ist, die dem Ingenieur unserer Lage winken, scheint es nicht unbedeutend, noch einmal auf die mißliche Lage hinzuweisen, in die das Gros dieses Standes gelangt ist. Was nützt es Einem in den Alles verschlingenden Großkapitalgesellschaften, wenn man eigene beachtbare Ideen hat? Man soll gar keine haben, sondern sich auf die Ausführung von Aufträgen beschränken. Was nützen durch Gesetz sanktionierte Rechte, wenn das der Koalition, das die wirtschaftliche Lage der Ingenieure heute gebietet, genommen oder unwirksam gemacht wird? Der Druck solcher Verhältnisse lastet schwerer als auf dem kaufmännischen auf dem technischen Be-

amten, der ein langes und theures Studium hinter sich hat. Die soziale Stellung der Ingenieure ist leidlich angesehen; aber sie werden meist so schlecht bezahlt, daß sie nicht auftreten können wie andere Vertreter akademischer Berufe. Und auch die Behandlung läßt oft berechtignte Wünsche unerfüllt. Mancher Ingenieur ist geneigt, seinen Beruf zu verleugnen, und schämt sich geradezu, sich als solchen in der Gesellschaft zu erkennen zu geben. Wer wundert sich darüber noch, wenn er hört, daß der Direktor eines großen Unternehmens einst erklärte, ihm sei ein tüchtiger Portier mehr werth als ein Duzend Ingenieure? Und dem Angestellten, der nach solchen Kränkungen des Standesbewußtseins der Ung Zufriedenheit gar zu lauten Ausdruck giebt, weist man einfach die Thür. Was soll er dann beginnen gegenüber der Macht des „von den Unternehmern gestifteten Koalitionrechtes“, die ihm jede neue Anstellung ungemein erschwert? Dacht er sich aber, wie die meisten thun, um als fleißiger und zufriedener Beamter zu gelten, so wird er bald um die zehnfache Erfahrung reicher sein, daß auch auf diesem Gebiet Bettrernschaft wichtiger ist als tüchtige Leistung. Und in Großbetrieben sind die Abtheilungschefs oft so eifersüchtig auf einander, hätten sie ihre werthvolle Position so ängstlich, daß jeder Angestellte, der allzu viel Eifer zeigt oder sich gar für die Angelegenheiten des Nachbarn interessiert, ihr Mißtrauen erregt. Daher auch die Geheimnißkrämerei und der gereizte Verkehrston der Bureaux unter einander, der oft über das unter gebildeten Menschen Uebliche weit hinausgeht. Und mit den Herren Chefs ist auch nicht immer gut Rirschen essen. Hört mal zu!

Direktor: Sie sind um eine Gehaltserhöhung eingekommen, Herr Ingenieur; die von Ihnen verlangte Summe ist aber zu hoch.

Ingenieur: Das kann ich nicht finden.

Direktor: Wir gewähren ja alljährlich Gehaltzulagen, doch müssen die Leistungen auch entsprechend sein. Das trifft in Ihrem Fall nicht zu.

Ingenieur: Können Sie darüber urtheilen? Sie sind nicht Sachmann.

Direktor: Doch. Ich habe ja Ohren. Niemand nennt Ihren Namen im Werk; man spricht ja überhaupt nicht von Ihnen. In allen Abtheilungen müßte er aber genannt werden. Und wir können bei dieser Konjunktur keine hohen Zulagen gewähren. Auch sind Sie ja von Haus nicht schlecht gestellt. Sie erhalten monatlichen Zuschuß; der wäre auch bei der von Ihnen verlangten Zulage noch nothwendig, wenn auch vielleicht nicht in gleicher Höhe wie bisher.

Ingenieur: Ihre spionirenden Vertrauensmänner haben in diesem Fall zuverlässig gearbeitet. Unsere Firma scheint ja darauf auszugehen, finanziell gut situirte Beamte anzustellen; oder verheirathete, die nicht viel zuzusetzen haben und denen durch ihre Familie die Bewegungsfreiheit genommen ist. Die sind geduldig und ausdauernd; und die Anderen rechnen es sich zur Ehre an, bei der Firma engagirt zu sein. Mit der Konjunktur kanns nicht so schlimm stehen; wir liefern ja kaum weniger Fabrikate als in der besten Zeit.

Direktor: Sie wissen eben nicht, wie schlecht die Preise heute sind.

Ingenieur: Das ist allerdings eine andere Frage. Doch werden Sie mir zugeben, daß es nicht unbedingt nothwendig ist, zu jedem Preis, selbst mit Verlust, unsere Fabrikate loszuschlagen, nur damit das Werk beschäftigt sei. Dadurch wird ja schließlich doch nur erreicht, daß es mit diesen Fabrikaten eben so geht wie mit denen anderer Abtheilungen unserer Firma. Deren Erzeugnisse wurden lange zu

Preisen abgesetzt, denen keine Konkurrenzfirma nachkommen konnte. Sie waren aber auch schlechter als alle anderen. Heute sind diese Abtheilungen anderen Firmen nicht mehr so überlegen. Die leisten noch Leichteres und fabriciren nicht schlechter, aber billiger als früher. Auch ist die Konkurrenz gerade dabei, die von uns geschaffenen Kartelle zu sprengen, unter deren Schutz unsere Preise bisher florirten.

Direktor: Sie halten sich wohl für sehr orientirt in unseren Werken? Welche Beziehungen haben Sie denn zu den anderen Abtheilungen?

Ingenieur: Meine Verbindungen sind nicht auf unsere Werke beschränkt; sie reichen auch bis zu Instituten, über deren Kenntniß unserer industriellen und kommerziellen Angelegenheiten kein Zweifel aufkommen kann. Mir scheint jetzt beinahe, daß Herr Riedler in einem Theil seines Vortrags über die „Entwicklung des technischen Studiums“ besonders an unsere Gesellschaft gedacht hat. Das Streben, Abtheilungschef der Konkurrenzfirmen unter allen möglichen Versprechungen zu uns zu locken, wird auf die Dauer nicht nützen. Sie fühlen sich bei uns nicht wohl und laufen bei der ersten Gelegenheit wieder weg. Hier ist, offen gesagt, nicht nur das Gehalt unzureichend; auch sonst ist Grund genug zur Unzufriedenheit.

Direktor: Sie verlangen aber zu viel. Sie wurden vor zwei Jahren als Hilfsbeamter mit dem bei uns üblichen Anfangsgehalt für Hochschulingenieure angestellt und haben nach einem Jahr schon eine Zulage von 16½ Prozent erhalten.

Ingenieur: Das stimmt. Ich habe leider zwei Jahre lang für ein elendes Gehalt gearbeitet. Ohne auf die Klassifizierung der Beamten hingewiesen worden zu sein, wurde ich in die zweite Klasse des Beamtenstandes eingereiht und erst acht Tage nach meinem Dienstantritt erfuhr ich aus dem Anstellungsschreiben, daß ich in die zweite Klasse gehöre. Der dagegen eingelegte Protest war vergeblich. Das mir damals gegebene Versprechen einer baldigen Beförderung ist heute, nach zwei Jahren, noch nicht eingelöst.

Direktor: Sie verlangen jetzt eine Zulage, die um 50 Prozent höher sein soll als die des vorigen Jahres, außerdem Aufsrücken zum Vollbeamten, womit eine Steigerung Ihres Gehaltes um 33½ Prozent verbunden wäre. So hohe Zulagen wurden bisher nicht bewilligt. Erklären Sie sich mit der Beförderung zum Vollbeamten zufriedengestellt!

Ingenieur: Das bedeutet eine Aufbesserung um nur 5 Prozent, die durch die um den selben Betrag erhöhte Gratifikation bedingt wäre.

Direktor: Allerdings wurde im vorigen Jahr den Hilfsbeamten Gratifikation gewährt. Sie haben aber keinen Anspruch darauf. Na, wir wollen uns auf die Hälfte einigen. Oder überlassen Sie es einfach meinem Ermessen; dann können Sie ja noch immer thun, was Ihnen gefällt. Trauen Sie mir etwa nicht?

Ingenieur: Ich habe weder zu Mißtrauen noch zu Vertrauen Grund. Ich kenne Sie ja nicht. Aber für Schicanen, wie sie selbst gegen alte Beamte beliebt sind, bin ich kein taugliches Objekt. Außerdem schäme ich nicht mit Ihnen um die Gehaltserhöhung. Ich bestehe auf meiner Forderung. Guten Morgen.

Dieser Dialog ist nicht phantastischen Ursprungs. Die darin nur einem Bedrängten in den Mund gelegten Worte sind allerdings aus den Unterhandlungen mehrerer bei verschiedenen Gelegenheiten und bei verschiedenen Firmen zusammengestellt. Ich fürchte, daß die Zahl der jungen Leute, die sich unter eigenen Entbehrungen und Familienopfern für diesen Beruf vorbereiten, bald kleiner werden wird.

Der Ingenieur wirds erst besser haben, wenn der Kapitalist einsehen lernt, daß ohne tüchtigen Menschennachwuchs auch die Industrieerente verkümmern muß."

Ein Kaufmann schreibt mir:

Die Haufe in Otavi-Anteilen ist unbegreiflich; und noch unverständlicher ist: daß dieser Uebertreibung nicht von autorisierter Seite entgegengetreten und damit dem Verlußt großer Theile des deutschen Vermögens vorgebeugt wird.

Die Gesellschaft hat im letzten Jahr ungefähr doppelt so viel Erz wie im Vorjahr gefördert. Im Jahr 1907 hatte sie laut Bilanz aus dem Bergbau einen Gewinn von 1 298 731,01 Mark erzielt. Aus dem Bahnbetrieb war ein Gewinn von 2 425 803,19, zusammen 3 424 234,20 erzielt worden. Nach unwidersprochenen Zeitungsnachrichten wird die Bahn, der hauptsächlich ernährnde Theil der Gesellschaft, verstaatlicht werden und von der Ankaffungsumme wird das Reich 18 Millionen zur Rückzahlung an die Anteilhaber verwenden, bei 200 000 Anteilen also 90 Mark per Stück zurückzahlen. Nach den Statuten beziehen die Anteilhaber auf das eingezahlte Kapital 6 Prozent Vorzugsdividende, nach Rückzahlung von 90 Prozent dieses Kapitals also nur auf die verbleibenden 10 Prozent. Die Ankaffungsumme, die das Reich zahlt, beträgt 22 Millionen. Nach der letzten Bilanz ergab das Bankkonto einen Reingewinn von 2 125 503, also eine ungefähr zehnprozentige Verzinsung des Ankaffungspreises. Die Bahn ist für dreißig Jahre an die Otavi-Gesellschaft verpachtet gegen Zahlung eines Pachtzinses von 6 Prozent. Ueber die Tarifpolitik der Pächterin verlaute nichts; doch ist anzunehmen, daß der Gewinn der Otavi aus dem Bahnbetrieb auf einen gewissen Prozentsatz beschränkt ist und daß bei steigender Rentabilität die Frachtraten reduziert werden müssen. Wenn man annimmt, daß das Reich der Otavi einen Gewinn von 4 Prozent gestattet, so würde er auf 22 Millionen 880 000 Mark betragen. Ein höherer Gewinn aus der Pachtung würde unwirtschaftlich sein und den Zweck der Verstaatlichung illusorisch machen. Die Verstaatlichung kann doch nur bezwecken, der Allgemeinheit billige Frachtraten zu sichern und hierdurch die durch die Bahn aufgeschlossenen Distrikte zu heben. Demnach ist anzunehmen, daß, abgesehen von den vorerwähnten (geschätzten) 880 000 Mark Gewinn aus dem Bahnbetrieb, die Dividende allein aus dem Bergbau bezahlt werden muß. Unter der Voraussetzung, daß diese Angaben richtig sind, ergibt sich für den Besitzer der Otavi-Anteile und Genußscheine bei einem angenommenen Erwerbungskurs von 230 für die Anteile und 130 für den Genußschein die folgende Verzinsung des Anlagekapitals:

Otavi-Anteile nominell 100 Mark Kurswerth angenommen mit 230 Mark gleich 230 Prozent. Nach Abzug der Rückzahlung von 90 Prozent verbleiben nominell 10 Mark per Anteil mit einem Kurswerth von 140 Mark gleich 1400 Prozent. Genußscheine: Kurswerth angenommen mit 130 Mark.

Berechnung der Verzinsung.

Gewinn auf Bahnpachtkonto angenommen mit	880 000 Mark
Gewinn auf Bergbaukonto	2 500 000 "
(letzter gezeigter Gewinn)	Total
auf Bergbau 1 298 731 Mark	<u>3 380 000 Mark</u>

Abzugziehen sind 15 Prozent für Reservefonds, Lantime, Affekturanzervefonds und Vortrag . . . . . 507 000 Mark

bleiben zu vertheilen . . . . . 2 873 000 Mark

A. Antheile. Nominalwerth 2 000 000 Mark erhalten Vor-	
zugsdividende von 5 Prozent 100 000 Mark auf den	
Nominalwerth von 10 Mark bar . . . . .	0,50 Mark
Superdividende 50 Prozent von 2 773 000 Mark	
gleich 1 386 500 Mark oder auf 200 000 Stück Antheile	
per Stück bar	6,94 „
per Anteil bar Totaldividende	7,44 Mark
in Prozenten auf das Nominalkapital von 10 Mark	
gleich . . . . .	74,4 Prozent
auf den Einstandswert von 140 Mark gleich . . . . .	5,31 „
B. Genußscheine	
200 000 Stück Genußscheine theilen sich in . . .	1 286 500,— Mark
Dividende in Bar per Genußschein . . . . .	6,94 „
in Prozenten auf den Einstandswert von 130 Mark	
gleich . . . . .	5,34 Prozent

Die normale Verzinsung für koloniale Papiere beträgt mindestens 10 Prozent, da bei diesen Unternehmungen stets das größere Risiko berücksichtigt werden muß. Dieses Risiko besteht hauptsächlich in der Möglichkeit des Auftretens von Unruhen, Arbeitermangel, Seuchen, Dürren und bei Minen in der Erschöpfung des Erzkörpers. Diese normale Verzinsung von 10 Prozent auf den angenommenen Einstandswert der Otavi-Antheile und Genußscheine kann erst erzielt werden, wenn das Unternehmen 5 100 000 Mark zur Ausschüttung bringen kann. Einstweilen scheint die Gesellschaft noch lange nicht in der Lage zu sein, Dividenden von dieser Höhe verteilen zu können.

Dem Vernehmen nach sollen große Theile der Antheile und Genußscheine in die am Wenigsten kapitalstärkigen Gruppen des deutschen Volkes gelangt sein. Es heißt, daß kleine Commis, Handwerker und ähnliche Leute die glücklichen Erwerber sind. Vielsach wird eine weitere Steigerung des Kurzes bis auf 250 Mark per Anteil erwartet. Es ist dringend zu erhoffen, daß die Gesellschaft meine Darstellung eingehend und in verbindlicher Form widerlegt. Die Antheile waren zum großen Theil im Besitz der South African Company in London, einer Gesellschaft, die zu den berühmten Kolonialgründungen des Dr. Scharlach gehört und für die Entwicklung der deutschen Kolonie bisher so gut wie nichts geleistet hat. Diese Gesellschaft hat, nach ihrem Geschäftsbericht, einen großen Theil ihres Besitzes an Otavi-Antheilen und Genußscheinen in diesem Jahre abgestoßen. Es wäre höchst bedauerlich und volkswirtschaftlich unverantwortlich, wenn die deutsche Otavi-Gesellschaft mit ihrem Sitz in Berlin geduldet hätte, daß diese englische Gesellschaft die Kurse trieb, um ihren Besitz gut zu realisiren, und wenn deutsches Geld in die Kassen dieser fremden, der Entwicklung der deutschen Kolonie nur hinderlichen Gesellschaft geflossen wäre. Die Otavi-Gesellschaft ist, wie manche englische Gründung, wohl schon bei der Geburt so gründlich verwässert worden, daß nur die Gründer einen Vortheil einheimen konnten und die späteren Besitzer der Papiere zu dem jetzigen Kurzen entweder ihr Geld verlieren oder sich, nach der künstlichen Treiberei, mit einer durchaus unangemessenen Verzinsung begnügen müßten.

**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.  
Reichsbank-Giro-Conto.

**Bergwerksunternehmungen.**



# MURATTI

Der Salamanderstiefel hat sich durch seine gediegene Ausführung und vorzügliche Passform in alle Kreise der Gesellschaft Eingang verschafft. Er gilt heute als das hervorragendste Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie

Fordern Sie Musterbuch H



## SALAMANDER

Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Einheitspreis . . . M. 12.50    Stuttgart Wien I  
Luxus-Ausführung M. 16.50    Zürich

**Nähret die Nerven mit Neocithin** aus Apotheken  
Drogerien.

## Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.

**MORPHIUM** Entöhnung absolut zwang-  
los und ohne Entbehrungs-  
scheinnng. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinbück, Bad Godesberg a. Rh.

Moderates Spezialsanatorium.  
Aller Comfort. Familienleben.  
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

**ALKOHOL**

## Moderne Erdmannsdorfer Möbel

### für Büro und Herrenzimmer

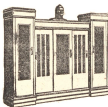
Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Böcherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

## BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37, nur Hausvogtelplatz 12



## Berliner-Theater-Anzeigen

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

#### Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des  
Victorien Sardou v. Julius Freund.  
Musik von Gustav Kerker.  
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

### Victoria-Café

Unter den Linden 46  
Größtes Café der Residenz  
Sehenswert.



INTERNATIONALE PHOTO-  
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG  
DRESDEN 1909

Ausstellungspalast \* Mai-Oktober  
Kunst- und wissenschaftliche Photographie.  
Reproduktionstechnik. Industrie, Sonderaus-  
stellung für Länder- und Völkerkunde, Stern-  
warte und Kosmische Fernphotographie in  
Betrieb, Brieftauben-Photographie, Vorfüh-  
rungen für Belehrung und Unterhaltung.  
Vergnügungspark. Tombola.

### Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neugebauten  
Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“

Reunions: Montag, Dienstag,  
Donnerstag, Sonnabend

## Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur  
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.  
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst  
und Musik, Leipzig 61.

## Hohe Verzinsung

bei absolut sicherer  
Capitalanlage erzielt man durch Kauf  
einer Rente bei der seit 1852 bestehen-  
den Allgemeinen Renten-Capital- und  
Lebensversicherungsbank

### Teutonia in Leipzig

Vermögen Ende 1908: 100 Millionen Mk.  
Die lebenslängliche Jahresrente beträgt  
z. B. für einen 65jährigen Herrn 10,66%  
für einen 75jähr. 16,45% der Einlage.  
Neu: Sofort beginnende Renten  
mit Capitalrückgewähr im Todes-  
falle! Prospekte kostenfrei.

## Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —  
Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

## Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —  
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaut Grundstücke.  
— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

## Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.

Gegründet 1856. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Telegr.-Adr: Privatban.  
Filialen: Dessau, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühl-  
hausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torgau, Weimar, Wernigerode a. H. — Zweig-  
niederlassungen: Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. N., Calbe a. S., Egeln, Eilenburg,  
Finsterwalde N.-L., Frankenhausen, Gardelegen, Genthin, Helmstedt, Hettstedt, Merseburg, Neu-  
haldensleben, Oschersleben, Osterburg, Osterwick, Parkeberg, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Sonders-  
hausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. E., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam).  
Kommandite in Aschersleben: Ascherslebener Bank Gerson, Kohlen & Co. (Comm.-Ges.).  
Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

## Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Oester-  
held & Co., Berlin W. 15 bei, der eine kritisch-historische Würdigung und Bekämpfung  
des Christentums unter dem Titel: „Christentum und freies Denken“ von Anton  
Nyström ankündigt, worauf wir unsere Leser aufmerksam machen möchten.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.





1909 **MÜNCHEN** 1909  
X. INTERNATIONALE  
**KUNSTAUSSTELLUNG**  
IM KGL. GLASPALAST.  
1. JUNI BIS ENDE OKTOBER  
TÄGLICH GEÖFFNET  
MÜNCHENER KÜNSTLER-GENOSSENSCHAFT  
MÜNCHENER SEZSSION



# Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9-7 Uhr.

Eintritt 1 M.

## Berlins Neuester Vergnügungs-Park.

Gast-  
Dirigent

**Paul Lincke**

**Grosses**

**Haus-  
Orchester**

Kapellm.  
**Carl Zimmer.**



Gast-  
Dirigent

**Paul Lincke**

**Neueste**

**Effekt-  
Beleuchtung**

# Bismarck in der Literatur.

Ein bibliographischer Versuch von Arthur Singer. Mit Reproduktion der Titelseiten einiger seltenen Bismarckiana. Anhang: Das Geschlecht von Bismarck in der Literatur, Autoren- und Sachregister. Broschier M. 10.—, in Leinen gebd. M. 12.—, in Leder gebunden, vom Autor signiert M. 50.—.

**Ermöglicht die Zusammenstellung der Bismarck-Literatur über alle aktuellen politischen Fragen und bietet so ein förmliches Bild der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte.**  
**Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.**

## In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kauft schnellst u. bringt in geschmackvoll. Ausstattung, mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coulaute Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 96. Berlin W. 110.

## Schriftsteller

die ihre Werke bei grossem Buchvenag unier vorteilhaften Bedingungen verlegen wollen, wenden sich sub. Z. J. 86. an **Hansenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

## Seine Freunde

od. sich selbst nach d. Handschrift charakterisiert zu sehen, ist nicht nur hochinteressant, sond. auch sehr wichtig! — Vertrauens-Spezialist für Gebildete seit 1890! Prospekt gratis. P. Paul Liebe, Psychologe in Augsburg i. Z. Fach.

## Hochaktuelle Novität!

Frank Wedekind, s. Eigenart u. s. Werke. Von Dr. J. Käpp. 144 S. 1909, M. 2.70, geb. M. 4.—. Enthält ausführl. Analyse aller, auch d. vergriff. u. konfiszierter Werke. **Imperialismus u. Romantik.** Krit. Studie v. Prof. Dr. Lic. E. Kretzer. 1909. Eleg. br. M. 2.—. **Der Auszug in Hamburg.** 120 kolorierte Blätter v. Prof. Suhr, nebst Erläuter. u. Einlig. Orig. getreue Reprod. d. Ausg. v. 1806. Komp. in 10 Lief. à M. 5.—. **Hamburgische Trachten.** 50 kolor. Blätter in Folio (28x35 cm) v. Prof. Suhr m. Einleitg. 10 Lief. à M. 7.—. Beide Werke nur in kl. nummer. Auflage. **Die anomalen Männer- u. Frauengestalten in den Memoiren d. Markgräfin v. Bayreuth.** Von H. Freimark. 1908. Eleg. brosch. M. 1.50. **Ausführliche Verzeichnisse gratis u. franko.**  
**Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W 30,**  
 Aschauerburger Strasse 161.

## Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

**21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).**

## Wie gewinnt man

**neue Lebensfreude?** oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Aufrichtung und Kräftigung durch ein geeignetes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöcher. 25 Pl. frei. **Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.**

## Geschäftliche Mitteilungen.

**Die „Lössnitz“** bei Dresden, welche durch seltene Naturschönheiten sich auszeichnet, erfreut sich beim Publikum einer zunehmenden Beliebtheit. Nicht nur für Gesunde, sondern auch für Kranke ist die Lössnitz seit Jahren ein sehr gesuchter Zufluchtsort geworden. Hier hat Herr Bilz auf einem der schönsten Punkte von Radebeul-Oberlössnitz sein Sanatorium errichtet, welches sowohl nach Lage, wie nach Einrichtung selnegleichen suchen dürfte. Durch das ausserordentlich milde Klima ist hier der Aufenthalt im Freien schon zu einer Zeit möglich, wo die meisten Gegenden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns noch mit Schnee bedeckt sind. Sonnenbäder können hier also auch im Frühjahr und Herbst genommen werden. Rechnet man noch dazu, dass durch eine den verschiedenen Krankheitsformen angepasste vorzüglich renommierter Küche auch für die leiblichen Bedürfnisse der Patienten aufs beste gesorgt ist, so dürfen wohl alle Bedingungen erfüllt sein, den Aufenthalt in der Bilschen Naturheilanstalt Radebeul-Dresden, Schloss Lössnitz, zu einem angenehmen zu machen.

## Harzburger Jungborn.

Allen Erholungsbedürftigen, welche Freunde des Naturheilverfahrens sind, sei hiermit eine Kur empfohlen in dem Harzburger Jungborn, einer bei Bad Harzburg landschaftlich wie klimatisch herrlich gelegenen Naturheilanstalt „Sophienhöhe“. Die Anstalt steht in guter Leitung und erfreut sich des besten Ansehens in den vornehmsten Kreisen. Die Preise sind durchaus mässige, schon von Mk. 45.— an pro Woche erhält man volle Pension incl. Kur bei freier Benutzung der Luftparks und Luftglastellen etc. Ein illustrierter Prospekt, der über alles Nähere Aufschluss gibt, wird jedem Interessenten auf Wunsch gratis übersandt und bitte man von dem Besitzer Herrn O. Hanke in Bad Harzburg zu verlangen.

## „Aecht Patzenhofer Biere“.

Schon der Name Patzenhofer lässt erkennen, dass der eigentliche Ursprung der Aecht Patzenhofer Biere im Bayern-Reiche — der Wiege der deutschen Braukunst — zu suchen ist. Nicht zuletzt diesem Umstande ist die Wertschätzung zuzuschreiben, deren sich seit Jahrzehnten das Patzenhofer nicht allein im Deutsche. Reiche sondern auch im Auslande erfreut. Die Aecht Patzenhofer Biere zeichnen sich durch den sehr geringen Alkoholgehalt aus; sie sind dieserhalb, sowie wegen ihrer hervorragenden Bekömmlichkeit und der ihnen innewohnenden Innkraft überall beliebt. — Wer das Gebräu noch nicht kennt, versäume nicht, einen Versuch zu machen. Alle einschlägigen, durch Plakate besonders kenntlich gemachten Detailgeschäfte führen die Marke „Patzenhofer“.

**Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See**

**Nordlandfahrten**  
 ab Stockholm bis Franz.  
 v. 16. Juli 1. u. 17. August  
 1. Klasse 200 Mk. 2. Klasse 150 Mk.  
 3. Klasse 100 Mk. an extra.  
 ab Stockholm bis London u.  
 ab Stockholm bis London u.  
 ab Stockholm bis London u.  
 ab Stockholm bis London u.  
 ab Stockholm bis London u.

**Vergnügungsfahrten**  
 ab Stockholm 6. Juli u. 9. Sept.  
 ab Stockholm 22. Juli 19. Sept.  
 ab Stockholm 20. Juli 19. Sept.  
 ab Stockholm 20. Juli 19. Sept.

**Hamburg-London**  
 diese Verbindung Sonntag  
 abends laut Fahrplan.

**Hamburg-Paris**  
 auf dem Sonntage  
 laut Fahrplan.

**Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,**  
 Abteilung Vergnügungsgesellen.

**Eine Fahrt in den nordischen Frühling.** Schon am 17. Juni tritt eines der schönsten Touristenschiffe der Hamburg-Amerika-Linie der Doppelschraubendampfer „Meteor“ von Hamburg aus seine erste diesjährige Nordlandreise an, die über das romantische Odde zur alten Hansestadt Bergen, und weiter über Gudvangen, Balholmen, Aalesund, Molde und Naes zum tausendjährigen Drontheim fährt, der altherwürdigen nordischen Krönungstadt, in der die Steine des mächtigen Domes von Wickingerfahrten und den Taten reckenhafter Vorzeithelden predigen. Auch für Ueberlandausflüge in die Gebirgs- und Seenwelt des nahen Innenlandes, zu Gletschern und Wasserfällen ist gesorgt. Eine grössere solche Tour führt die „Meteor“-Reisenden z. B. von Bergen über Vossoevanen nach dem malerisch in felsumstatter Landschaft gelegenen Touristenhotel Stalheim, von dem aus sich grossartige Ausblicke in die wilden Schluchten des Nördals bieten. Die erste Meteorfahrt dürfte daher Allen, die Herz und Auge an nordischer Frühlingsherrlichkeit erfreuen wollen, sehr zu empfehlen sein.



## Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet  
10—8 Uhr

Eintritt  
1 Mark

Täglich  
Konzert

# Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpfl. Preis v. 45 M. aufw. d. Woche. Ia. Referenzen b. i. d. höchst. Kreise. **G. Hancke.**

**Schockethal** bei Cassel  
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehrgeschützt. Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 251 Amt Cassel. **Dr. Schaumlüffel.**

## Dr. Ziegelroth

früher Zehlendorf.

## Krummhübel

Riesengebirge

### Sanatorium

und Erholungsheim.

## Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ausgedehnte und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

**Bilz'**  
**Sanatorium**  
**Dresden-**  
**Radebeul**



## Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

**Physikalisch-diätetische Behandlung**

für Kranke (auch heftigere) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. *Restriktive Krankenstuhl.*

# Bad

Jll. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Brunnenschüre frei durch

Herzogl. Badekommissariat  
Kurzzeit 15. Mai bis 15. Oktbr.

## Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt **Krodo's** heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze:

— **Genesung!** —

# Harzburg.

## Westerland

25000 Besucher •

## Familienbad

# Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtstes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, samtweicher, taubfreier Strand. Prospekte kostenlos durch die **Badedirektion** Westerland und durch alle Reisebureaus und Eisenbahn-Auskunftstellen.

# Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon  
281, 282, 283, 284, 285

**Dortmund.**

Telegr.  
Kommanditbank.

## Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen, sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- und Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

## Ständige Vertretung an den Industriebörsen Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

# OPEL <sup>a</sup>M Rüsselsheim

## Nähmaschinen

## Fahrräder

# Motorwagen

Man verlange Preisliste.

### ACHTUNG!

## 50000 Paar Schuhe

4 Paar Schuhe für nur M. 8.—.  
Wegen Zahlungstockung mehrerer grossen Fabriken wurde ich beauftragt einen grossen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen. Ich verkaufe daher an jedermann, 2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe, Leder braun oder schwarz, galoschirt, mit stark genageltem Lederboden hoheleg. neueste Façon. Grösse lt. Nr. Alle 4 Paar kosten nur 8 M., Versand per Nachnahme. R. BERGER'S Schuh-Export, Oswiecim Nr. 73.

Umtausch gestattet oder Geld retour.

## Vornehmer Landaufenthalt

auf herrlich mitten im Walde an gr. See gel. Schloss, ca. 80 km. v. Berlin, m. Auto u. Bahn leicht erreichbar, f. christl. Familien, einz. Pers., auch Damen, zu jeder Jahreszeit geboten. Vorzügliche Unterkunft u. Verpfl., vielseitige Jagd. Offerten unt. „v. R.“ an Gerstmann's Annoncen-Bureau, Berlin W9.



# Busch



Aufnahme mit Busch Bis Telar F: 7.

**Busch-Objektive** und **Kameras** sind von unübertroffener Leistung bei mässigen Preisen.

## ==== Neuheiten ====

Bis Telar F: 7 Tele-Objektiv für Momentaufnahmen.

**Doppel-Leukar-Anastigmat F: 6,8.**

———— Kataloge gratis und franko. ————

**EMIL BUSCH A.-G., Optische Industrie, RATHENOW.**

**Ostertag**  
 über **25000** Kassen  
 geliefert.

Ostertag-Werke A.G.  
 Berlin SW. Friedrichstr. 43  
 an der Kochstr.



# Die Inseraten-Annahme

für

**„Die Zukunft“**

befindet sich **jetzt**

**SW. 68, Kochstr. 13 a.**



# Der grösste Triumph

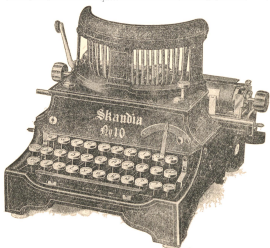
englischer Präzisionsmechanik

ist die neueste

# „SKANDIA“

Schnellschreibmaschine

mit sofort und dauernd sichtbarer Schrift.



Preis komplett mit Kassette und Zubehör **M. 375.—**

Kostenlose Vorführung und Kataloge durch das  
Europäische Centraldepôt der Skandia-Fabrikate

**Skandinavia Kommanditgesellschaft  
Kaprowski & Cie., Berlin W. 8,**

Kronenstraße 61 — 63.

Telefon Amt I, 8926.

Solvente Vertreter gesucht, wo nicht vergeben.



# Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

## Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion ☞ ☞ ☞

Damen-Hüte ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

Herren-Konfektion ☞ ☞ ☞  
(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

Schuhwaren ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

Herren- u. Damenschirme  
u. s. w.

**Beste Qualitäten.**

**Billigste Preise.**

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen  
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel



Bevor Sie Ihren Reiseplan endgiltig  
festlegen, verlangen Sie bitte kosten-  
frei von der Deutschen Levante-Linie,  
Hamburg, deren illustrierten Prospekt  
:: über ::  
**Erholungs- u. Vergnügungsreisen**  
zur See.

Am 17. 1913

# Siedrung & Belgard

Am 17. 1913

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.  
Salon eleganter Pariser Toiletten



Schwarzburg Thüringen  
Hotel Weisser Hirsch

D-Züge  
Berlin-München  
bis  
**Rudolstadt**

Wegen Wagenfahrt  
(1 1/2 Stunde) durch  
das Schwarzatal  
drahtet:

Huebner,  
Schwarzburg

## Mampes Gute Stube

gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse  
Vornehmste Litor-Stube der Reichshauptstadt.

Extrafine Milde und Frühstücks-Weine.

NATÜRLICHES



**KARLSBADER**

SPRUDELSALZ

**SALZ**

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

### • Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, & Tube 60 Pfg.

### Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) & Dose 20 Pf.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

### Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz, Prosp. fr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

## Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger  
Optik renommierter optischer  
Firmen zu Original-Preisen.  
Modernste Schnellfokus-Cameras.  
Bequemste Teitzahlungen  
ohne jede Verzeichnung.  
Binocles und Ferngläser.  
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

### Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)

Berlin, SW., Schönhaarstr. 51/2.

### Ehe-schliessungen England

rechtmäßige, in

Prosp. fr.; geschlossen 50 Pfg.

Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91

### Sommeraufenthalt.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt

pr. Tag von M. 10.- ab.

## „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau, H. 11.  
**Petersdorf im Riesengebirge**

(Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, ner-  
vösen, rheumatischen, Rekonvaleszenten-Zustände  
Diätetische, Bäder- u. Einziehungskuren.

Für Erholungs-suchende, Wintersport,  
Nach allen Errungenschaften der  
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,  
mehrfache, nadelholzreiche Höhenlage.

Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.  
Näheres die Administration in

Walden, P. 24, Plackauerstrasse 7/8.

Insertions-  
Annahme für „Die Zukunft“ durch  
Anzeigenverwaltung (Alfred Weber), Berlin SW. 68, Kochstr. 13a, Fernspr. 71, 57.  
sowie durch schriftliche Annoncen-Expeditionen.



**Henkell Trocken**